MARIA

JUNGFRAU UND GOTTESMUTTER

IHRE BEDEUTUNG FÜR DIE KIRCHE

UND DIE MENSCHHEIT

25. Theologische Sommerakademie in Augsburg 2017
Veranstalter: Initiativkreis katholischer Laien und Priester
in der Diözese Augsburg e. V.

Maria, Jungfrau und Gottesmutter

Ihre Bedeutung für die Kirche und die Menschheit

Hrsg.: Gerhard Stumpf, Landsberg,
Eigenverlag: Initiativkreis, Januar 2018
ISBN 978-3-9814138-6-1

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im lnternet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Copyright © 2018 Initiativkreis katholischer Laien und Priester
in der Diözese Augsburg e. V.
Alle Rechte vorbehalten unter Berücksichtigung der Autorenrechte.

Satz und Layout: Gerhard Stumpf
Titelbild: Detail aus dem Deckenfresko im Langhaus der Wallfahrtskirche „Unsere liebe Frau“ in Bobingen (eig. Foto)

MARIA

JUNGFRAU UND GOTTESMUTTER

IHRE BEDEUTUNG FÜR DIE KIRCHE

UND DIE MENSCHHEIT

Die Ereignisse in Fatima erinnern
an die ewige Bestimmung des Menschen.
Wir gehen heute so intensiv im irdischen Leben auf,
dass wir nicht mehr an das ewige denken,
an den Himmel,
und an das absolute Verfehlen dieses Zieles,
das Hölle heißt.
Damit das nicht passiert, müssen wir beten,
umkehren und sühnen.

Anton Ziegenaus

MARIA
JUNGFRAU UND GOTTESMUTTER
IHRE BEDEUTUNG FÜR DIE KIRCHE UND DIE MENSCHHEIT

Inhaltsverzeichnis

Vorwort
Gerhard Stumpf 9

Fatima und die zeitlose Botschaft der Muttergottes
Anton Ziegenaus 13

Die Bedeutung der Marienverehrung im Glauben der Kirche
Josef Kreiml 27

Das Lied von Bernadette. Roman von Franz Werfel
Monika Born 47

Marienfeste im Kirchenjahr (Brauchtum)
Ludwig Gschwind 73

Der Rosenkranz und seine zeitliche Wirkung. Aussagen des Lehramts und weiterführende Erwägungen anhand einer Anregung Kardinal Leo Scheffczyks
Johannes Nebel FSO 85

Demut und Geschichte im Magnifikat der niedrigen Magd
Marius Reiser 107

Die Heilige Familie
Christian Schulz 129

Maria, unsere Mutter! Mit Maria Abenteuer bestehen und Jesus in die Welt tragen
Elisabeth Gietl AD 149

Predigten

Die Gaben des Heiligen Geistes
Anton Ziegenaus 169

Maria im Heilsplan Gottes
S. Exz. Bischof Vitus Huonder 173

Maria—Mutter der Kirche
Josef Kreiml 179

Unsere Liebe Frau – Die Wallfahrtskirche in Bobingen
Alois Epple 189

Referenten 197

Vorwort

Maria ist immer noch ein weit verbreiteter Name. Während er in der Häufigkeit bis 1966 zu den 50 häufigsten Namen in Deutschland zählte, ging die Beliebtheit des Namens in der Spitze bis 2000 weit zurück. In der Gegenwart gehört er wieder zu den 60 beliebtesten Namen. Das Auf und Ab in der Beliebtheit mag sich in dem Bekenntnis einer jungen Frau widerspiegeln, wobei bekanntermaßen in den reformatorischen kirchlichen Gemeinschaften der Name Maria kaum zu finden ist. Deshalb fühlten sich manche katholische Mädchen namens Maria in der Diaspora fast als Exoten. Die junge Frau bekennt: „Als ich etwas jünger war, mochte ich es nicht, so zu heißen, ich wollte so gerne anders heißen. Doch mittlerweile mag ich den Namen sehr. Zum einen klingen meiner Meinung nach Namen, die mit einem „a“ enden, sehr weiblich und schön. Er ist in meiner Region nicht häufig aufzufinden, aber ich finde, dass das meinen Namen zu etwas Besonderem macht. Der Name hat eine sehr positive Bedeutung, deshalb sehe ich den Namen nun als ein Geschenk an“ (www.beliebtevornamen.de/4842-maria.htm).

Die positive Bedeutung des Namens Maria gilt es gerade in der Gegenwart aufzuspüren. Der Name lenkt unser Denken und Fühlen auf die Person, die die Geschichte des Abendlandes prägt und die Generationen bis heute begleitet. Maria, der Name der Muttergottes, ist wirklich klangvoll und aus der Musik nicht wegzudenken. Maria inspirierte die Kunst (Malerei, Skulpturen, Reliefs)

und vermittelte der Kirche und vielen Ordensgemeinschaften in der Kirche ihre besondere Spiritualität. Ungezählte fanden durch Maria ihre Berufung und Kraft zur Gestaltung ihres Lebens. Die Marienerscheinungen lassen Pilgerorte und Wallfahrtsmetropolen aus dem Boden sprießen. In der Gegenwart Mariens erleben auserwählte Menschen den Himmel auf Erden und sehen die Schrecken der Hölle. Die Worte der Muttergottes prägen sich den Menschen ein und lenken die Herzen der Menschen zu Christus, ihrem Sohn. Umkehr, Buße, Sühne und Gebet werden den Gläubigen mit Nachdruck ans Herz gelegt. Denn es geht um die Rettung der Menschen und zwar der ganzen Menschheit.

Denken wir an das Bekenntnis der jungen Frau zu ihrem Namen. Maria ist gewissermaßen das Urbild der Frauen in der neuen Ordnung der Erlösung. Sie ließ sich von Gott rufen und stellte sich als junge Frau ungeteilt in ihrer Jungfräulichkeit Gott zur Verfügung. Sie sagte ja zur Empfängnis durch den Heiligen Geist und wurde mit ganzem Herzen und ganzer Seele Mutter des Erlösers. Durch ihre Mittlerschaft offenbart sich die allerheiligste Dreifaltigkeit als Ursprung und Quelle der unerschütterlichen Liebe in jeder Familie.

Mädchen, die sich an Maria orientieren, wollen wirklich mit Leib und Seele Frau sein und ihre Berufung als Frau leben, wo immer sie gefordert sind. Ihr Frau sein ist auch ihre Würde, die ihnen in Beruf und Gesellschaft gebührt. Deshalb verbietet sich ihre Verzweckung als Arbeitskräfte und Lückenbüßerinnen als Folge einer staatlich gelenkten falschen Familienpolitik und einer medial sexualisierten Öffentlichkeit. Die „positive Bedeutung“ des Namens Maria, wobei der Name für die Person steht und so zum „Geschenk“ wird, stärkt nicht nur alle, die Maria heißen, sondern öffnet allen Mädchen und Frauen den Blick auf die von Gott geschaffene Weiblichkeit, die in der Ordnung der Schöpfung und Erlösung für die Menschheit unverzichtbar ist. Wer sich an Maria orientiert, weist einen unnatürlichen Feminismus und die Manipulation von Frauen in die

Schranken und lässt die Männer dankbar erfahren, dass die Frau achtens- und schützenswert ist.
Das 2. Vatikanische Konzil ehrte die Muttergottes als Mutter der Kirche. Die katholische Kirche ist dann auf dem richtigen Weg, wenn sie sich mit Maria identifiziert. Dann erfüllt sie im Heiligen Geist, was der Hymnus zum Heiligen Geist zum Ausdruck bringt. „Was befleckt ist, wasche rein, Dürrem gieße Leben ein, heile du, wo Krankheit quält. Wärme du, was kalt und hart; löse, was in sich erstarrt; lenke, was den Weg verfehlt.“ Dieses Wirken des Heiligen Geistes bezeichnete Kardinal Joachim Meisner als mütterliche Tätigkeiten. So mütterlich will auch die Kirche sein.
Wenn wir die Geschichte der Kirche studieren, wenn wir die Augen und Ohren unserer Herzen öffnen und das Geheimnis der Kirche betrachten, werden wir erkennen, dass die katholische Kirche in ihrer engen Verbindung zur Gottesmutter bis heute in Treue zu Christus der Menschheit gedient hat und weiterhin dienen wird.
Die Gläubigen pflegen die innige Beziehung zur Gottesmutter durch das Brauchtum in Verbindung mit den Marienfesten, durch Andachten, Prozessionen, das Stundengebet und den Rosenkranz. Mit Aufmerksamkeit hören sie die Worte der Muttergottes an den Orten ihrer Erscheinung. Ungebrochen ist das Lob Mariens seit dem Magnificat, mit dem Maria dem Lobpreis ihrer Base Elisabeth antwortete. Lebendig bleiben die Mariengebete, die den Tag, das Jahr und das ganze Leben durchziehen. In der Feier der Eucharistie geht Maria mit der Kirche den Kreuzweg Jesu zum Opfer auf Golgotha und zur Auferstehung aus dem Grab.
Christus hat uns Maria zur Mutter gegeben. Sie ist unsere Fürsprecherin und will uns zu ihrem Sohn führen. Diesem Ziel dienen auch die 25. Theologische Sommerakademie in Augsburg und dieser Berichtband.

Am Fest Mariä Lichtmess 2018 *Gerhard Stumpf*

Fatima und die zeitlose Botschaft der Muttergottes

Anton Ziegenaus

Die Marienerscheinungen stellen heute „ein einzigartiges Phänomen in der Religionsgeschichte“[1] dar. An einigen Beispielen sei diese Behauptung bestätigt: In Guadalupe (Mexiko) erschien 1531 die Gottesmutter. Ihr Bild zeigt Milde und Zuwendung und steht weder für den weißen Mann, den Sieger, noch für den Indio, den Besiegten. Es war ein Mestizengesicht und stellt seinen Träger über die Unterschiede von Weiß-Rot. Die Morenita überwindet alle Schranken; sie glich einer jungen Königin, mit der Sonne bekleidet, mit Sternen auf dem Mantel und dem Mond unter den Füßen. Sie nannte sich Mutter des wahren Gottes.

Diese Darstellung faszinierte die Indios dermaßen, dass sich an einem Tag bis zu 15.000 taufen ließen, während vor der Erscheinung die Missionare nur wenige Konversionen verzeichnen konnten. Die Jungfrau von Guadalupe ist die Patronin Lateinamerikas und der Philippinen.

---

[1] H. Lais, Erscheinungen: ML 2, 395.

Ein anderes Beispiel ist Lourdes. Der französische Wallfahrtsort ist uns vertrauter. Vor allem Kranke fahren dorthin und suchen Trost und Heilung. Der Name Lourdes ist auch mit Wundern verbunden. Heute gehört der Ort zu den größten internationalen Wallfahrtszielen. Das Thema Sühne und Buße bzw. Bußübungen klingt oft an, etwa das Wort an die vierzehnjährige Bernadette Soubirous: „Küssen Sie als Sühne für die Sünder die Erde.“[2] Die Erscheinungen waren im Jahr 1858.
Ferner sei noch an die vor 100 Jahren geschehenen Erscheinungen in Fatima erinnert.
Vom 13. Mai bis 13. Oktober 1917 erschien die Gottesmutter drei Kindern, nämlich der Lucia dos Santos, zehnjährig, der siebenjährigen Jacinta Marto und ihrem neunjährigen Bruder Francisco, alle drei Seherkinder entstammen einfachen, aber nicht ärmlichen bäuerlichen Familien.
Häufig wird verwundert gefragt, warum der Himmel für seine Botschaft kleine Kinder als Werkzeuge gewählt hat. Auch in Lourdes wurde in Bernadette ein wenig begabtes Kind verarmter Eltern ausgesucht. Der Bischof wies in seinem Hirtenwort vom 13. Okt. 1930, in dem er die Glaubwürdigkeit der Erscheinung feststellte und die Verehrung der Nossa Senhora de Fátima offiziell bestätigte,[3] auf 1 Kor 1,26ff hin, wonach Gott das Schwache und Törichte auswählt, um das Starke und Weise zu beschämen. Bernadette, Jeanne d’Arc und Gregor VII. seien in einfache Familien geboren worden. Ebenso gehöre die Cova da Iria zu den unansehnlichen Orten, während Portugal viele herrliche Landschaften aufweisen könne. „Da die bevorzugten Kinder klein, ungebildet und niedrig waren, dürfen sie als Beweis gelten, dass wir ihnen glauben können.“
Wir wissen von den Ereignissen in Fatima aus den vier Schriften Lucias, die sie im Auftrag des Bischofs ab 1935 verfasst

[2] ML 4, 162.
[3] Vgl. Documentação II 265-276, hier 270.

hat,[4] und aus einer vom Heiligtum in Fatima herausgegebenen 13bändigen Documentação Crítica de Fátima. Diese Dokumentation umfasst die schon 1917 vorgenommenen Vernehmungen der Seherkinder und weiterhin „alles“ über Fatima von 1917 bis 1930, nämlich Briefe, Gebetsbitten (z.B. an die Seherin Lucia), Danksagungen für Gebetserhörungen, Zeitungsartikel aus gläubiger und aus gegnerischer Sicht, Wallfahrtseindrücke, Schilderungen vom Leben in der Cova da Iria während der Wallfahrtstage, Gedichte über die Erscheinung und Notizen über Einnahmen und Ausgaben. Die Dokumentation berichtet ferner über die baulichen Planungen und die Maßnahmen zur Erschließung des Verkehrs. Die Dokumentation bringt Briefe des Bischofs D. José Alves Correia da Silva und anderer kirchlicher, journalistischer oder politischer Persönlichkeiten und lässt so die allmähliche Anerkennung der Echtheit der Erscheinung nachvollziehen.[5] Der Leser kann sich daraus ein Bild über „Fatima“ in den zwanziger Jahren machen. Die Dokumentation enthält auch Briefe Lucias an ihre Verwandten und Bekannten und an verschiedene kirchliche Persönlichkeiten.

In den vierziger Jahren des 20. Jhdts stellte der Löwener Professor und Jesuit Dhanis die Behauptung auf, Lucia berichte in der Memorias aus den Jahren 1935 und später von Ereignissen, von denen man vorher nicht gewusst habe; er denkt dabei an die Engelserscheinungen, an die Höllenvisionen, an die Herz-Marien-Verehrung und an die Prophezeiung eines zweiten Weltkriegs und die Weihe Russlands bzw. der Weihe an das Unbefleckte Herz Mariens. Dhanis hält diese Themen für ein

---

[4] Portugiesisch: Memorias, Fátima 2016 (kritische Ausgabe); dtsch: Schwester Lucia spricht über Fatima, Fatima 1977 und 1996.

[5] Die einzelnen Bände haben sich vorgestellt in: FKTh 11 (1995) 299-310; ebd. 17 (2001) 59-71; ebd. 20 (2004) 132-140; ebd. 21 (2005) 287-292; ebd. 22 (2006) 275-279; ebd. 23 (2007) 206-292; 26 (2010) 81-95; 27 (2011) 46-62; 29 (2013) 136-147.

Ergebnis einer nachträglichen Entwicklung Lucias, die nicht zur ursprünglichen Fatimabotschaft gehörten. Dhanis will jedoch nicht die Echtheit der Erscheinungen und das Sonnenwunder anzweifeln. Durch die Dokumentation lassen sich weithin die Auffassungen des Löwener Professors widerlegen: Man wusste auch früher von den genannten Themen.[6] Über Fatima kann man nur unter Einschluss der Dokumentation sprechen.

Die historischen Ereignisse

Die erste Erscheinung war am 13. Mai 1917 und an den folgenden Dreizehnten bis 13. Oktober, außer dem 13. August, weil an diesem Datum die Seherkinder in Vila de Ourem gefangen waren.

Von den äußeren Ereignissen sind am wichtigsten der 13. Oktober. Da viele an der Tatsächlichkeit der Erscheinung zweifeln, bat Lucia die Gottesmutter um ein Wunder, „damit alle glauben".[7] Dieses Wunder wurde für den 13. Oktober versprochen. Deshalb kamen trotz grausigen Wetters 50.000 - 70.000 zusammen, die dann das sog. Sonnenwunder erlebten und von denen auch Fotographien gemacht wurden.

Das Sonnenwunder, kurz: o milagre genannt, im Unterschied zu den übrigen in Fatima geschehenen Wundern, wurde in der Dokumentation mehrmals geschildert: Schlagartig habe der Regen aufgehört und die Wolken hätten sich aufgerissen, die Sonne sei durchgedrungen und hätte sich auf die Menge zu bewegt; sie hätte geeiert und erschien als Feuerrad mit wechselnden Farben. Die Leute hätten sich z. T. hingekniet, geweint und zur Gottesmutter gerufen.

---

[6] Dazu: A. Ziegenaus. Das sogenannte Problem von Fatima I und II auf dem Hintergrund der neueren historischen Dokumentation, in: Actas do Congresso Internacional de Fátima. Fenomenologia e Teologia das Aparicicoes, Fatima 1998, 67-79; Wiederabdruck: Verantworteter Glaube, Theol. Beiträge, Buttenwiesen 2011, 205-225.

[7] Vgl. Schwester Lucia spricht über Fatima, 151, 155.

Dr. Luis de Andrade e Silva beschreibt das Sonnenphänomen so: „Die Sonnenkugel, einer Scheibe von dunklem Silber ähnlich, drehte sich um eine imaginäre Achse und in diesem Augenblick schien sie sich in der Atmosphäre herabzubewegen zur Erde hin mit einem außerordentlichen Glanz und intensiver Wärme. Die Sonnenstrahlen wiesen eine gelbe, grüne, blaue und rote Farbe auf, wie man sagte, aber ich bemerkte nur rot. Nach einigen Minuten, in denen sich solche Phänomene darboten, konnte niemand zur Sonne schauen, weil ihre Strahlen die Augen schmerzten. Nur wer diese Phänomene erlebte, kann sich ein Urteil darüber bilden, was damals geschah, kann es aber nicht genau beschreiben ... Waren diese Phänomene, die ich in Fatima, am 13. Oktober sah, Wunder? Ich kann das nicht behaupten, ohne Gefahr mich zu irren, aber doch etwas Außerordentliches geschah damals, was ich nicht erklären kann.“[8] – Ein anderer Zeuge bekennt[9]: „Ich behaupte nicht, was ich nicht gesehen habe. Wir haben nicht unsere Liebe Frau gesehen; wir halten uns auch dessen nicht für würdig. Aber wir haben zur Sonne gesehen, für sich allein die Bestätigung eines Phänomens, eines übernatürlichen Falls ... Wir können es nicht erklären, aber das Faktum steht da und gegen Fakten gibt es keine Argumente.“ Und Joachim Gregor Tavares schreibt in einer Zeitung: „Unbeschreiblich ist die Woge des Glaubens“, die durch die Menge ging.[10] „Espectaculo grandioso“.
Die Seherkinder haben dabei noch nach der Gottesmutter den hl. Josef mit dem Jesuskind gesehen, das den Segen gab.
Die 50 000 - 80 000 Anwesenden in der Cova da Iria verbreiteten nun rasch ihre Erlebnisse über ganz Portugal.
Neben diesem großen Wunder, dem Milagre, geschahen noch viele Krankenheilungen, die den Glauben an die Echtheit der

---

[8] Documentação, Bd. I, S. 224.
[9] Ebd. S. 299. Vgl. Bd. V 1 (Doc. 263).
[10] Ebd. 409.

Erscheinungen angesichts der Hetze ihrer Gegner verfestigten und verstärkten. Eine wichtige Rolle spielten dabei „die Erde von Fatima und die aqua santa“. Damit ist das Wasser gemeint, das im Oktober 1921 nach der ersten hl. Messe im Freien aus dem Boden kam und einen Teich von 5-6 m Durchmesser bildete. Die Pilger trinken es, waschen damit ihre Wunden, füllen es in Flaschen ab und nehmen es mit nach Hause. Welches Vertrauen man in dieses Wasser hatte, zeigt eine Bitte aus New Bedford, USA, um Zusendung des Wunderwassers.[11] So wird von einem Mann mit einem blasenüberdeckten brandigen Bein berichtet, dessen Frau nach Fatima ging und Erde mitbrachte. Der Mann wurde geheilt.[12]
Lucia hat schon am 3. Erscheinungstag, am 13. Juli, der Gottesmutter die Bitte um die Heilung einer dritten Person vorgetragen. Die Untersuchungskommission (bezüglich der Echtheit) hing ihrem Bericht eine Liste von 17 Heilungen an.[13] Man verlangte auch eine Stellungnahme des behandelnden Arztes. Die einen Ärzte bestätigten korrekt die Behandlung einer Person mit einer bestimmten Krankheit und die erfolgte Heilung. Andere erklärten die Heilung nach ihren Erkenntnissen für unerklärlich, wieder andere sprachen offen von Wundern. Doch gab es auch Ärzte, die sich weigerten, ein Attest auszustellen, „weil sie nicht gläubig seien“. Diese verkannten offensichtlich den Sinn eines solchen Attestes: Es sollte nicht ein Wunder bestätigen, das Gott wirkt, sondern nur die frühere Krankheit und jetzige Heilung.

Fatima im Widerstreit: Das Für und Wider

Den Kampf um die Echtheit der Erscheinungen können wir nur verstehen, wenn wir auch die Argumentationsgrundlage der

[11] Vgl. Bd. V 1 (Doc. 263).
[12] Vgl. Bd. III 3 (DOC 608).
[13] Vgl. Bd. II, 278-372).

Gegner kennen. Diese waren rationalistisch-deistische Freimaurer. Der Deismus besagt, Gott habe die Welt erschaffen, ihr die Naturgesetze eingepflanzt, sich dann aber zurückgezogen. Insofern ist der Deist nicht areligiös, aber in dieser Welt gelten nur die Naturgesetze. In Konsequenz haben die Freimaurer 1910 die Monarchie, d.h. das Gottesgnadentum, die Herleitung der Macht von Gott abgelehnt. Damit aber auch die Offenbarung als Selbstmitteilung Gottes, die Menschwerdung des Gottessohnes und alle Wunder, die ja den Naturgesetzen widersprechen. Eine kirchliche Autorität kennt der Freimaurer nicht an, er ist Freidenker. So versteht man, dass er annahm, in zwei Generationen werde das Christentum ausgestorben sein; deshalb hatte man keine Bedenken, eine Kirche in Lissabon zu profanieren und ihre Wertgegenstände zu verkaufen. Man brauche die Kirche nicht mehr. 1911 führte man die strikte Trennung zwischen Staat und Kirche durch; sie musste aus dem öffentlichen Leben verschwinden, sie konnte nur mehr in Kirchenräumen wirken. Prozessionen im Freien waren illegal. Die Katholiken, die noch an eine sich zur Erde hin bewegende Sonne annahmen, hielt man für dumm und ungebildet, zumal Astronomen erklärten, ihre Apparate hätten nichts von einer Sonnenbewegung gemeldet. Die Forderung lautete: Statt Kirchen mehr Schulen.
Unabhängig von der Aneignung der Verfügungsgewalt über den Kirchenbesitz hatten sich die Freidenker rechtswidrig und gewalttätig gegenüber der Kirche benommen. Ihr Hass gegen die Kirche war stärker als ihre angebliche Treue zu ihren liberalen Prinzipien. Das zeigt sich schon um den 13. August 1917, als der Administrator die Kinder – z . T. noch unter 10 Jahren – von ihren Eltern entfernte und einsperrte, um ihnen die Preisgabe der Geheimnisse und das Versprechen, nicht mehr in die Cova da Iria zu gehen, abzupressen. Man drohte den Kindern, sie in einem Kessel mit heißem Öl zu braten: „Sie riefen dann

Jacinta mit den Worten, sie sei die erste, um verbrannt zu werden... Sie riefen dann Francisco und sagten ihm, dass Jacinta schon verbrannt werde und er das gleiche Schicksal erleiden werde, wenn er das Geheimnis nicht preisgebe. Dann war ich (= Lucia) an der Reihe; sie sagten, dass meine Cousinen schon verbrannt werden und ich dasselbe Schicksal erleiden werde."[14]
Die Kinder blieben standhaft. Sie hatten nicht einmal Angst. Francisco sagte: „Wenn sie uns wirklich umbringen, sind wir bald im Himmel. Er betet, dass Jacinta keine Angst bekomme. Am Mut der Kinder, der letztlich übernatürlich bewirkt wurde, scheiterte die Rohheit des Administrators. Eine weitere Gewalttat war der Dynamitanschlag auf die Kapelle auf dem Erscheinungsplatz. Kann man damit Achtung und Respekt gewinnen? Der Bischof rief zu einer Sühnewallfahrt auf und fand mit 40 000 Teilnehmern besondere Aufmerksamkeit.
Die Behörden ließen unter Berufung auf das Gesetz der Trennung von Staat und Kirche solche Veranstaltungen verbieten und die Nationalgarde aufmarschieren. Aber diese Strategie erwies sich als totaler Fehlschlag. Man konnte das Feld nicht total absperren, die Leute liefen querfeldein auf den Erscheinungsplatz. Ferner wusste die Nationalgarde nicht, was sie tun sollte: Auf Betende kann man nicht schießen.
So setzte sich allmählich der Opfermut der portugiesischen Katholiken durch. Der Mut zeigte sich an der Bereitschaft, die Mühen einer Wallfahrt auf sich zu nehmen. Bedenken Sie: Die Gegend war noch nicht für Wallfahrten erschlossen, was den Straßenzustand, die Verkehrsmittel, Übernachtungsmöglichkeit und Restauration betrifft. Die meisten brachen abends zu einem stundenlangen Weg auf und kehrten am übernächsten Morgen heim. Oft bei starkem Regen. Man übernachtete im Freien oder in einer Kirche. Auf dem Weg – mit Pfarrer und Fahnen – wurde gebetet und gesungen. In Leiria oder in Fatima nahm man

[14] Vgl. Schw. Lucia spricht über Fatima, S. 122.

an der hl. Messe teil und empfing die hl. Kommunion. In der Regel hat man zuhause noch gebeichtet. Bedenken Sie noch das Nüchternheitsgebot ab Mitternacht.
Nur wenige fanden ein Bett und ein Dach überm Kopf. Ohne Opfer ging es nicht, niemand genoss Komfort. Einige Texte sollen die Eindrücke verlebendigen: „Seit Sonntag (11.10.1925) füllten sich die Straßen nach Fatima mit Pilgern ... Die Nacht vom 12. auf den 13. war wahrhaft eucharistisch, die Kirche war überfüllt von Gläubigen. Nächtliche Anbetung vor dem Allerheiligsten ... Predigt ... Gesänge, Rosenkranz.“[15] Wallfahrten waren eine ansteckende Glaubensdemonstration, die sowohl die Ohnmacht des liberalen Gegners offenbart als auch das Selbstbewusstsein der Katholiken stärkte. Ein Bericht vom 13.5.1926 lautete: „Eben zog in meiner Nähe eine nächtliche Kerzenprozession vorbei. An der Spitze ein Priester in feierlichen Paramenten, gefolgt von Hunderten von Gläubigen, die Lichter hochhielten, noch mehr aber ihre Seelen. Es ist ein eindrucksvolles Bild ... das Volk, das aus acht Provinzen Portugals kommt, Lobgesänge der Jungfrau vom Rosenkranz darzubieten, das lebendige Licht des Glaubens hochzuhalten, auf die Knie zu fallen, hingerissen, getaucht in Seligkeit.“[16]
Bei solchen Wallfahrten bewahrheitete sich der Satz, dass der Glaube aus Fremden Brüder mache. Eine Zeitschrift bemerkte: „Innerhalb des Bezirks (= Cova da Iria) gibt es keine sozialen Klassen, keine Kategorien – es gibt Andächtige „es gibt Gläubige.“[17]
Noch nachhaltiger und tiefer als die Freude an der Natur und den nächtlichen und frühmorgendlichen Wanderungen unter Gebeten und Gesängen dürfte die innere Freude gewirkt haben, die

[15] Vgl. IV 3 /DOC 697.
[16] IV 4 / DOC 814.
[17] IV 4 / DOC 814.

dem gelebten und erlebten Glauben entspringt. Einmal ist hier die innere Freude zu nennen, die aus dem Opfer und dem Verzicht in Zusammenhang mit den Beschwerden der Wallfahrt kommen. Dann die Wirkung der Beichte, des Ostergeschenks des Auferstandenen (Joh 20,22). Die Wirkung des Sakraments ist nach dem Konzil von Trient Vergebung der Sünden, die Freude des gereinigten Gewissens, Freude und starke Tröstung des Geistes. Der Glaube macht froh. Gegen diese geistlichen Hilfen hatten die Freidenker nichts aufzubieten.

Die Botschaft: Die Offenbarung, die nach der Abfassung der Bücher des Neuen Testaments ergangen ist, z.B. Visionen oder Mitteilungen Jesu, der Gottesmutter oder eines Heiligen, nennt man in der Theologie Privatoffenbarung. Im Gegensatz zur offiziellen Offenbarung, die mit Jesus Christus bzw. dem Tod der Apostel abgeschlossen ist, kann eine Privatoffenbarung auch später, d.h. wenn Gott es will, ergehen. Inhaltlich bringt diese im Vergleich zur offiziellen Offenbarung nichts Neues, denn eine tiefere Erkenntnis Gottes und seines Heilsplanes, die über die Erkenntnis des ewigen Sohnes hinausgeht, gibt es nicht.

Wenn diese Feststellung, dass eine Privatoffenbarung inhaltlich nichts über das in der Bibel Mitgeteilte hinaus bringt, stimmt, stellt sich die Frage nach dem Sinn einer solchen Privatoffenbarung, konkret: der Botschaft von Fatima. Sie bringt nichts Neues, wohl aber das im Leben der Christen Vergessene oder Verdrängte neu zu Bewusstsein.

So erinnern die Ereignisse in Fatima an die ewige Bestimmung des Menschen. Wir gehen heute so intensiv im irdischen Leben auf, dass wir nicht mehr an das ewige denken, an den Himmel bzw. das absolute Verfehlen dieses Zieles, das Hölle heißt. Damit das nicht passiert, müssen wir beten, umkehren und sühnen.

Schon bei der ersten Erscheinung erblicken die Kinder eine „Dame, ganz weiß gekleidet, strahlender als die Sonne. Sie verbreitete ein helleres Licht als die Sonne. Sie verbreitete ein helleres Licht als die hellsten Sonnenstrahlen“. „Woher kom-

men Sie“, fragte Lucia. Die Antwort: „Ich bin vom Himmel.“ Die Erscheinung weckte in Lucia die Frage: „Komme ich auch in den Himmel“ – „Jawohl“ – „und Jacinta“ – „Auch“ – und „Francisco?“ – „Auch, aber er muss noch viele Rosenkränze beten.“ Wie stark die Sehnsucht nach dem Himmel war, zeigte die Frage am nächsten Erscheinungstag: „Ich möchte Sie bitten, uns in den Himmel mitzunehmen.“

Die Himmelssehnsucht ist beim Menschen des 21. Jahrhunderts stark geschwunden. Wir sind ganz fasziniert von den Errungenschaften des Fortschritts hier auf Erden. Obwohl der Kommunismus als politische Macht untergegangen ist, leben immer mehr nach dem Wort von K. Marx, dass Religion Opium für das Volk sei, d.h. eine Droge, die den Menschen von einem jenseitigen Heil träumen lässt und ihn abhält, das irdische Paradies zu bauen. Den Himmel überlässt man den Spatzen. Für den Apostel Paulus bedeutet „Himmel“ „beim Herrn zu sein“ (1 Thess 4,14; Phil 1,23). Maria weckt durch ihre Schönheit einer dem Diesseits verfallenen Menschheit das Gespür für den Himmel.

Im Dialog vom 13. Mai fährt Lucia fort: „Ist die Maria das Neves schon im Himmel?“ – „Jawohl“ – „Amelia?“ – „Sie bleibt bis zum Ende der Welt im Fegfeuer.“ Auch hier kann die Privatoffenbarung leichtfertigen Predigern, die schon beim Beerdigungsgottesdienst den Verstorbenen im Himmel sehen, eine Warnung zuschicken. Über die Dauer des Fegfeuers wissen wir außer der Heilig- und Seliggesprochenen, die im Himmel sind, nichts.

Am 13. Juli hatten die Kinder eine Höllenvision, die sie sehr erschreckte. Ihre Reaktion war Gebet und Opfer, damit niemand dorthin käme. Für die Seher bedeutete dies Bereitschaft zur Sühne und Annahme von Leid und Verzicht. Diesen Aspekt der Sühne und des Opfers für andere, für ihr Heil, ist heute bei vielen aus dem Bewusstsein geschwunden; deshalb mahnt die Gottesmutter häufig dazu: „Wollt ihr euch Gott darbieten, um alle Leiden zu ertragen, die er euch schicken wird,

zur Sühne für alle Sünden, durch die er beleidigt wird, und als Bitte für die Bekehrung der Sünder?“ – „Ja, wir wollen es!“ – „Ihr werdet also viel leiden müssen, aber die Gnade Gottes wird eure Stärke sein!“[18] Am 13. Juli sagt Maria: „Opfert euch auf für die Sünder und sagt oft, besonders wenn ihr ein Opfer bringt: O Jesus, ich tue das aus Liebe zu Dir, für die Bekehrung der Sünder und zur Sühne für Sünden gegen das Unbefleckte Herz.“[19] Jacintas Kraft zum Opfer war erstaunlich. „Lasst uns unser Mittagsbrot jenen Armen (= bettelnden Kindern) geben für die Bekehrung der Sünder ... Sobald wir sie sahen, lief Jacinta hin und übergab ihnen unser ganzes Mittagsbrot für den Tag, und zwar mit solcher Freude, als ob es ihr nicht fehlen würde. Unsere Nahrung bestand dann an diesen Tagen aus Tannenzapfen, Wurzeln von Glockenblumen ... Brombeeren, Pilzen ... Jacinta schien unersättlich im Opferbringen zu sein.“[20] Auch ihren frühen Tod opferten Francisco und Jacinta auf.

Um recht verstanden zu werden: Kein Mensch leidet gern, jeder geht dem Leiden aus dem Weg, will nicht leiden. Also keine Glorifizierung des Leidens oder des Kreuzes. Wenn es einen aber trifft, etwa eine unheilbare Krankheit oder eine ungeplante Schwangerschaft oder das „Hilf mir“, die nicht ausgesprochene, aber schreiende Bitte des einsamen alten Vaters, dann wissen wir keine Antwort als das Töten des Ungeborenen, des Unheilbaren, des Neunzigjährigen, der nur noch Pflege und Rente in Anspruch nimmt. Von der Kultur des Tötens hat Johannes Paul II. gesprochen. Kann das Töten die umfassende Lösung der Probleme sein? Der christliche Glaube weiß um eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn, auch des Leidens. Hat nicht Jesus gelitten und damit andere, Sünder erlöst! So steht das angenommene Leiden der Kinder, damit andere an ihrem Lebens-

[18] Am 13. Mai.
[19] Am 13. Juli.
[20] Schw. Lucia ... S. 29.

ziel nicht scheitern, ganz in der Nachfolge Jesu. Ein Gott geschenktes und angenommenes Leid kann für andere furchtbar werden. Nach Mk 9,16 stellte Jesus ein Kind in die Mitte der Apostel. Ebenso sind die Kinder von Fatima für uns ein Vorbild für das, was vor Gott zählt.
Was vor 100 Jahren begonnen hat, muss heute nicht zu Ende sein. Wir können gerade heute das Wort Papst Benedikts besser verstehen: „Wer glaubt, dass die prophetische Mission von Fatima beendet sei, der irrt sich."
Eingangs wurden die 15 000 Indios erwähnt, die sich nach der Erscheinung in Guadalupe dem christlichen Glauben angeschlossen haben. Mutatis Mutandis kann man nach einem solchen Ereignis einen geistlichen Umschwung auch in Portugal feststellen. Wurde 1915 Lissabon zur ersten atheistischen Stadt der Welt ausgerufen, so waren 1928 schon die Gattin und die Tochter des Staatspräsidenten in der Cova da Iria. Man kann tatsächlich von eine Auferstehung Portugals sprechen, von Portugal Mariano. Das Priesterseminar der Diözese Leiria hatte in der Regel 30 Alumnen, 1928 aber 70. Diese Zahl spricht für sich selbst. Grund für diesen Umschwung waren einmal die Erscheinung der Gottesmutter und die Wirkung des Sonnenwunders auf 50.000 - 80.000 Anwesende und der Opfermut des portugiesischen Volks, das in solcher Zahl die Mühen einer Wallfahrt auf sich nahm, dass dagegen keine staatliche bzw. militärische Macht aufkam.
Für die heutige Situation in Deutschland wäre eine solche geistliche Erneuerung wünschenswert, aber wir müssen den Zeitpunkt dafür der Entscheidung des Himmels überlassen. Ihm ist allerdings alles möglich. Fatima war zehn Jahre nach der Erscheinung nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika und im Fernosten bekannt und ein Symbol der Hoffnung in der katholischen Kirche.

Die Bedeutung der Marienverehrung

im Glauben der Kirche

Josef Kreiml

I. Kapitel
Die rechte Weise und Förderung der Marienverehrung. – Das Apostolische Schreiben Papst Pauls VI. „Marialis cultus“ (1974) als Fortschreibung des Zweiten Vatikanums

Papst Paul VI. (1897–1978)[1] ist am 13. Mai 1967 – 50 Jahre nach der ersten Erscheinung der Gottesmutter – als Pilger nach Fatima gereist.[2] Damit war er der erste Papst, der diesen bedeutenden Wallfahrtsort besucht hat. Mit seinem Apostolischen Schreiben *Marialis cultus* hat er – auf der Basis der Mariologie des Zweiten Vatikanischen Konzils – wichtige theologische Grundsätze der Marienverehrung formuliert. Bevor wir uns diesem Dokument aus dem Jahr 1974 zuwenden, sollen im Folgenden zunächst die wesentlichen Elemente der Mariologie des letzten Konzils dargelegt werden.

1. Zweites Vatikanisches Konzil: Maria im Geheimnis Christi und der Kirche

Von zentraler Bedeutung für die Mariologie des Konzils ist das achte Kapitel (Nr. 52–69) der Dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen gentium* (21.11.1964), das die Überschrift „Die selige jungfräuliche Gottesmutter Maria im Geheimnis Christi und der Kirche" trägt.[3] Maria wird darin „als überragendes und völlig einzigartiges Glied der Kirche wie auch als ihr Typus und klarstes Urbild im Glauben und in der Liebe gegrüßt" (Nr. 53). Die katholische Kirche „verehrt sie, vom Heiligen Geist belehrt, in kindlicher Liebe als geliebte Mutter" (ebd.).

1.1. Die selige Jungfrau und die Kirche

Marias mütterliche Aufgabe gegenüber den Menschen „verdunkelt" oder „mindert" die einzigartige Mittlerschaft Christi nicht, sondern „zeigt ihre Wirkkraft"[4]. Maria hat beim Werk des Erlösers in „einzigartiger Weise in Gehorsam, Glaube, Hoffnung und brennender Liebe mitgewirkt zur Wiederherstellung des übernatürlichen Lebens der Seelen"[5]. Die Mutterschaft Marias „dauert unaufhörlich fort" (Nr. 62). In ihrer mütterlichen Liebe trägt sie Sorge für die Brüder und Schwestern ihres Sohnes, die sich in Gefahren und Bedrängnissen befinden, bis sie zur seligen Heimat gelangen. Deshalb wird die selige Jungfrau in der Kirche unter dem Titel der Fürsprecherin, der Helferin, des Beistandes und der Mittlerin angerufen" (ebd.). Die Gottesmutter ist, wie der heilige Ambrosius (+ 397) lehrte, „der Typus der Kirche unter der Rücksicht des Glaubens, der Liebe und der vollkommenen Einheit mit Christus".[6]

1.2. Marienverehrung in der Kirche

Die verschiedenen Formen der Marienverehrung bewirken, dass in der „Ehrung der Mutter“ der Sohn „richtig erkannt, geliebt, verherrlicht wird und seine Gebote beobachtet werden“.[7] Das Konzil ruft dazu auf, „die Verehrung, vor allem die liturgische, der seligen Jungfrau großmütig zu fördern, die Gebräuche und Übungen der Andacht zu ihr, die im Laufe der Jahrhunderte vom Lehramt empfohlen wurden, hochzuschätzen“ (Nr. 67). Die Theologen und die Prediger sollen alles vermeiden, was „die getrennten Brüder oder jemand anders bezüglich der wahren Lehre der Kirche in Irrtum führen könnte“ (ebd.). Die Gläubigen aber sollen bedenken, dass die wahre Andacht „aus dem wahren Glauben hervorgeht, durch den wir zur Anerkennung der Erhabenheit der Gottesmutter geführt und zur kindlichen Liebe zu unserer Mutter und zur Nachahmung ihrer Tugenden“ (Nr. 67) angespornt werden.

1.3. Maria, Zeichen der sicheren Hoffnung und des Trostes für das wandernde Gottesvolk

Den Konzilsvätern bereitet es Freude und Trost, dass es auch unter den getrennten Christen solche gibt, die der Mutter des Erlösers die gebührende Ehre erweisen, dies besonders unter den Orientalen, die die jungfräuliche Gottesmutter „mit glühendem Eifer und andächtiger Gesinnung“ (Nr. 69) verehren. Alle Christgläubigen mögen inständig zur Mutter Gottes und Mutter der Menschen flehen, dass sie „in Gemeinschaft mit allen Heiligen bei ihrem Sohn Fürbitte einlege, bis alle Völkerfamilien […] in Friede und Eintracht glückselig zum einen Gottesvolk versammelt werden“.[8]
Nach diesen Hinweisen auf die theologische Grundlegung der Marienverehrung durch das Zweite Vatikanische Konzil soll im Folgenden „die rechte Weise“ der Marienverehrung – wie sie Papst Paul VI. entfaltet hat – Gegenstand ausführlicher Überlegungen sein.

2. Papst Paul VI.: Die rechte Weise und Förderung der Marienverehrung

In seinem Apostolischen Schreiben über die rechte Weise und Förderung der Marienverehrung *Marialis cultus* (1974) weist Papst Paul VI. darauf hin, dass das Nachsinnen der Kirche von heute über das Geheimnis Christi und über ihr eigenes Wesen sie zu jener Gestalt führte, die „zugleich die Wurzel des ersten und die Krone des zweiten ist: zur Jungfrau Maria, der Mutter des Herrn und Mutter der Kirche“.[9] Dabei spricht der Papst Fragen an, die die Beziehung zwischen der heiligen Liturgie und der Marienverehrung betreffen (Erster Teil: Die Verehrung Mariens in der Liturgie [Nr. 1–23]). Darüber hinaus präsentiert Paul VI. Erwägungen und Richtlinien, die die Marienverehrung fördern (Zweiter Teil: Erneuerung der Marienverehrung [Nr. 24–39]). Im dritten Teil werden Überlegungen vorgetragen, die einer erneuerten und vertieften Pflege des Rosenkranzgebetes (Nr. 40–55) dienen. Im abschließenden Teil (Nr. 56–58) werden die theologische und die pastorale Bedeutung der Marienverehrung für die Erneuerung des christlichen Lebens unterstrichen.

Papst Paul VI. verfolgt mit seinem Apostolischen Schreiben das Ziel, die Entfaltung der Marienverehrung einzufügen in den Rahmen des „einen christlichen Gottesdienstes“, der von Christus „seinen Ursprung und seine Wirksamkeit“ hat, in Christus „seinen vollkommenen Ausdruck“ findet und durch Christus im Heiligen Geist zum Vater führt. Eine solche – in enger Verbindung mit dem „einen christlichen Gottesdienst“ stehende – Marienverehrung ist „ein Element, das für die echte Frömmigkeit der Kirche kennzeichnend“[10] ist. Jede echte Entfaltung des christlichen Gottesdienstes hat ein echtes Wachstum in der Verehrung der Mutter Christi zur Folge. Die Geschichte der Frömmigkeit beweist, dass sich die verschiedenen Formen der von der Kirche gebilligten Muttergottesverehrung „in harmonischer Unterordnung unter den Kult, der Christus

gebührt, entwickelt haben. Auf Christus haben sie sich bezogen als ihren notwendigen und natürlichen Zielpunkt“[11].

2.1. Die Verehrung der Gottesmutter in der Liturgie

Die nachkonziliare Reform sieht Maria – wie es bereits den Intentionen der liturgischen Bewegung entsprach – „im großen Rahmen des Christusmysteriums. Sie hat die einzigartige Stellung erkannt, die Maria als Mutter Gottes und erhabener Gehilfin des Erlösers nach der Tradition im christlichen Kult zukommt“[12]. Im Osten und im Westen sind „herrliche Zeugnisse marianischer Frömmigkeit innerhalb der Grenzen des liturgischen Kultes“[13] aufgeblüht. Maria ist – so der Papst – „nicht bloß Vorbild der ganzen Kirche in der Ausübung des Kultes, der Gott gebührt, sondern auch Vorbild für die einzelnen Christen als Lehrmeisterin der Frömmigkeit. Sie haben schon früh angefangen, auf Maria zu schauen, um wie sie aus ihrem Leben einen Gottesdienst zu machen und aus dem Gottesdienst ein Element ihres Lebens. […] Maria ist vor allem Vorbild jener Hingabe, wodurch das Leben eines jeden zu einer Opfergabe für Gott wird“[14].

2.2. Die Erneuerung der Marienverehrung

Es ist – so Paul VI. in *Marialis cultus* – „höchst wünschenswert, dass die marianischen Andachtsformen trinitarisch und christologisch geprägt sind. … In der Jungfrau Maria ist alles auf Christus bezogen und alles hängt von ihm ab; im Hinblick auf ihn wurde sie von Gott Vater seit aller Ewigkeit auserwählt als die ganz heilige Mutter und mit Gaben des Heiligen Geistes geschmückt, wie sie in solcher Fülle niemand sonst geschenkt wurden“[15]. Mit seinem deutlichen Hinweis auf die christologische Natur der Marienverehrung will Papst Paul VI. die Mahnung verbinden, dass im Marienkult auch der Person und dem Wirken des Heiligen Geistes „der gebührende Platz“ eingeräumt werden muss. Einige Kirchenväter haben „die ursprüngliche Heiligkeit Mariens“[16] dem Wirken des Heiligen Geistes

zugeschrieben. Der Papst hält es für notwendig, dass „die Andachtsübungen zur Verehrung der Mutter Gottes deutlich die Stellung aufzeigen, die Maria in der Kirche zukommt“[17]. Mit Recht hat das Zweite Vatikanum festgehalten, dass Maria „in der heiligen Kirche nach Christus den höchsten Platz einnimmt und doch uns besonders nahe ist“[18]. Die Erinnerung an „die ersten Fundamentalbegriffe“, die das Zweite Vatikanische Konzil vom Wesen der Kirche prägte – wie Familie Gottes, Volk Gottes, Reich Gottes, geheimnisvoller Leib Christi – wird bewirken, dass die Gläubigen die Stellung und Aufgabe Mariens im Geheimnis der Kirche „leichter erkennen und ihren hervorragenden Platz in der Gemeinschaft der Heiligen deutlicher sehen. Sie werden auch das brüderliche Band, das die Christgläubigen verbindet, klarer sehen, denn sie sind alle Kinder der Jungfrau … Endlich werden die Gläubigen erkennen, dass die Tätigkeit der Kirche auf dem ganzen Erdkreis gleichsam nur eine Fortsetzung der mütterlichen Sorge Mariens ist“[19].

Papst Paul VI. weist auch deutlich darauf hin, dass bei der Marienverehrung der ökumenische Auftrag der Kirche zu beachten ist. In der Marienverehrung müssen „gewisse Bemühungen der Kirche berücksichtigt werden, unter denen die Sorge um die Wiedervereinigung der getrennten Christen hervorragt. Die Liebe zur Mutter Gottes muss daher Rücksicht nehmen auf die Einrichtungen und Aufgaben der sogenannten ökumenischen Bewegung und nimmt daher selbst einen ökumenischen Charakter an“[20]. Die Katholiken wissen sich verbunden mit den Gläubigen der orthodoxen Kirchen, bei denen die Marienverehrung „Formen von erhabener Poesie und tiefem Lehrgehalt“[21] aufweist. Bei ihnen wird Maria mit besonderer Liebe als Gottesmutter und als „Hoffnung der Christen“ gefeiert. Die Katholiken wissen sich auch den Anglikanern verbunden, „deren hervorragendste Theologen schon früher die biblischen Grundlagen der Muttergottesverehrung beleuchteten und deren Gottesgelehrte der heutigen Zeit auf den Platz hinweisen, den

Maria im christlichen Leben einnimmt“[22]. Die Katholiken wissen sich auch verbunden mit den Brüdern und Schwestern „der reformierten Kirchen, die sich auszeichnen durch eine große Liebe zur Heiligen Schrift und sich beim Gotteslob der Worte Mariens bedienen (vgl. Lk 1,46–55)“[23]. Die Verehrung der Mutter Christi und der Mutter der Christen bietet den Katholiken „zudem eine natürliche Gelegenheit, dafür zu beten, dass Maria bei ihrem Sohn eintritt, er möge alle Getauften in ein einziges Gottesvolk zusammenwachsen lassen“[24].
Die katholische Kirche möchte – so Papst Paul VI. – „einerseits die spezifische Eigenart der Marienverehrung nicht abschwächen, aber andererseits auch keine Übertreibungen zulassen, welche die anderen Brüder zu irrigen Auffassungen über die wahre Lehre der katholischen Kirche verleiten könnten“[25]. Paul VI. macht auch darauf aufmerksam, dass es im Denken und Empfinden vieler Gläubiger „der anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften nicht geringe Unterschiede gibt zur katholischen Lehre über die Aufgabe Mariens im Heilswerk und infolgedessen auch über ihre Verehrung“.[26] Freilich äußert der Papst auch seine „Hoffnung“, dass die Verehrung der demütigen Magd des Herrn, welcher der Allmächtige Gott Großes getan hat, in Zukunft ein „Weg“ sei, um die Einheit aller Christgläubigen wiederherzustellen. Mit Freude stellt der Papst fest, dass auch die getrennten Brüder und Schwestern die Aufgabe Mariens im Geheimnis Christi und der Kirche „tiefer erfassen und so den Weg ebnen zu einer solchen Wiedervereinigung“[27]. Wie Maria bei der Hochzeit zu Kana durch ihre Fürbitte erreichte, dass Jesus sein erstes Wunder wirkte, „so wird es ihr auch in unserer Zeit möglich sein, durch ihre Fürsprache die Zeit heranreifen zu lassen, in der die Jünger Christi die volle Glaubensgemeinschaft wiederfinden“[28]. Das „höchste und letzte Ziel aller Marienverehrung“ ist – so der Papst – „die Verherrlichung Gottes und das Bemühen der Gläubigen, ihr Leben und ihr Tun in Einklang mit dem Willen Gottes zu bringen“[29].

2.3. Hinweise zum „Engel des Herrn“ und zum Rosenkranz

Papst Paul VI. empfiehlt es sehr, den „Engel des Herrn“ zu beten. Dieses Gebet hat „nach so langer Zeit nichts von seiner Kraft und seinem Glanz verloren, seine Struktur ist einfach und der Heiligen Schrift entlehnt“.[30] Sein historischer Ursprung mahnt, für Frieden und Sicherheit zu beten. In seiner zeitlichen Ansetzung heiligt dieses Gebet – wie das liturgische Stundengebet – den Ablauf des Tages.
Der Papst betont außerdem, dass das „gesammelte Beten des Rosenkranzes die Art und Weise widerspiegelt, wie das Wort Gottes sich voll Erbarmen um die Anliegen der Menschen kümmerte und die Erlösung vollbrachte“[31]. Dieses Gebet betrachtet „die hauptsächlichsten Heilsereignisse des Lebens Christi“[32]. Paul VI. nennt den Rosenkranz ein „evangelisches Gebet“, das ganz ausgerichtet ist „auf das Geheimnis der Menschwerdung und die Erlösung des Menschen“; das Rosenkranzgebet hat „eine ausgesprochen christologische Orientierung“[33]. Nach dem Stundengebet, in dem das Familiengebet seinen Höhepunkt erreichen kann, „ist zweifellos der Rosenkranz unter die besten und wirksamsten Formen gemeinschaftlichen Betens zu rechnen, zu der man eine christliche Familie einladen kann“[34].

2.4. Die theologische und pastorale Bedeutung der Marienverehrung für die Erneuerung des christlichen Lebens

Die Marienverehrung der Kirche gehört – so der Papst in seinem Apostolischen Schreiben – „zum Wesen des christlichen Kultes“[35]. Die Verehrung, die die Kirche der Mutter des Herrn zu allen Zeiten und an jedem Ort – vom Lobpreis der Elisabeth (vgl. Lk 1,42–45) bis zu den Lobliedern und Fürbitten unserer Zeit – entgegenbringt, „stellt ein überaus gültiges Zeugnis für ihre Gebetsnorm dar und ist eine Einladung, in den Herzen die Glaubensnorm zu verlebendigen und zu

stärken“[36]. Christus allein ist der Weg, der zum Vater führt (vgl. Joh 14,4–11); er ist das höchste Vorbild, nach dem die Jünger ihr Leben ausrichten müssen (vgl. Joh 13,15). Sie sollen sich die Gesinnungen Christi aneignen (vgl. Phil 2,5) und seinen Geist besitzen (vgl. Gal 2,20; Röm 8,10 f). „Trotzdem weiß die Kirche, erleuchtet durch den Heiligen Geist und belehrt durch jahrhundertelange Erfahrung, dass auch die Marienverehrung in Unterordnung unter die Verehrung, die wir dem göttlichen Erlöser schulden, und im Einklang mit ihr von großem pastoralen Nutzen ist und eine wirksame Hilfe in der Erneuerung des christlichen Lebens darstellt.“[37] Die vielfache Sendung Marias gegenüber dem Volk Gottes ist „eine übernatürliche Wirklichkeit und wirkt sich segensreich aus im Organismus der Kirche“[38]. Die mütterliche Sendung Marias „drängt das Volk Gottes, voll Vertrauen zu ihr Zuflucht zu nehmen“[39]. Maria ist immer bereit, voll Liebe die Bitten zu erhören und Hilfe zu gewähren. Deshalb rufen die Christen Maria als Trösterin der Betrübten, als Heil der Kranken und als Zuflucht der Sünder an, „um im Kummer Trost, in Krankheit Erleichterung zu finden und Kraft, sich von der Knechtschaft der Sünde zu befreien“[40]. Maria, die Sündelose, hilft ihren Kindern, die Sünde mit starkem Willen zu meiden. „Erlösung aus dem Bösen und Befreiung aus der Knechtschaft der Sünde (vgl. Mt 6,13) ist die Bedingung für eine wahre Erneuerung des christlichen Lebens“[41].

Die vorbildliche Heiligkeit der allerseligsten Jungfrau „drängt die Gläubigen, ihre Augen auf Maria zu richten als ein Vorbild der Tugend“[42]. Mit den Tugenden der Mutter werden die Kinder „sich schmücken, wenn sie mit starkem Willen auf ihr Beispiel schauen, um es in ihrem eigenen Leben nachzuahmen. Solcher Fortschritt in der Tugend wird als reiche Frucht aus der Marienverehrung hervorgehen“[43]. Die Liebe zur Gottesmutter bietet den Gläubigen Gelegenheit, „in der göttlichen Gnade zu wachsen“, und in solchem Fortschritt ist das Ziel aller seelsorglichen

Tätigkeit zu sehen.[44] Es ist „undenkbar, dass jemand die Gnadenvolle verehrt, ohne die Gnade im eigenen Herzen zu schätzen, die ja nichts anderes ist als die Freundschaft mit Gott, die Gemeinschaft mit ihm, die Einwohnung des Heiligen Geistes“[45].
Die katholische Kirche sieht – gestützt auf jahrhundertealte Erfahrung – in der Marienverehrung „eine mächtige Hilfe für den Menschen auf dem Weg zur Lebensentfaltung. Maria, die neue Frau, steht Christus, dem neuen Menschen, ganz nahe, in dessen Geheimnis allein das Geheimnis des Menschen erhellt wird; hier ist auch das Unterpfand und die Garantie gegeben, dass sich der Heilsplan Gottes bereits in einer Person des menschlichen Geschlechtes, nämlich in Maria, verwirklicht hat“[46].
Der moderne Mensch ist hin- und hergerissen zwischen Angst und Hoffnung, zwischen dem Bewusstsein seiner engen Grenzen und dem Ansturm seiner unermesslichen Wünsche. „Das ungelöste Rätsel des Todes foltert seinen Geist, zermürbt ihm Herz und Gemüt, lastende Einsamkeit erfüllt ihn mit Ekel und Überdruss und verzehrender Sehnsucht nach Gemeinschaft mit anderen; diesem geprüften Menschen bietet die Jungfrau Maria in den Wechselfällen ihres irdischen Lebens und in ihrer himmlischen Vollendung ein heiteres Bild des Friedens – sie hat für ihn Worte, die aufrichten und stärken: sie bürgt dafür, dass die Hoffnung die Angst, die Gemeinschaft die Vereinsamung, der Friede die Verwirrung, die Freude den Überdruss, die Schönheit den Ekel, die Erwartung der ewigen Güter die Gier nach irdischem Reichtum, das Leben den Tod besiegt.“[47]
Papst Paul VI. hält es für angemessen, „ausführlich über die der Mutter Gottes geschuldete Verehrung zu sprechen, da sie zur Vollgestalt des christlichen Kultes gehört“[48]. Er beschließt sein Apostolisches Schreiben mit dem Wunsch und der Hoffnung, dass „die Marienverehrung immer mehr gefördert werde zum Wohl der Kirche und der menschlichen Gesellschaft“[49].

II. Kapitel
Grundsätze der marianischen Verkündigung

Bezüglich der Marienverehrung stehen sich zwei Richtungen gegenüber; die eine huldigt dem Grundsatz „Über Maria niemals genug“ (*„De Maria numquam satis“*; dem hl. Bernhard von Clairvaux zugeschrieben). Die andere Richtung macht sich den Grundsatz zu eigen: „Nur ja nicht zu viel von Maria“ (*„Ne quid nimis de Maria“*). Bereits 1949 hat ein Theologe diese Zwiespältigkeit der Auffassungen so beschrieben: „Vielen Seelsorgern erscheint eine betont marianische Frömmigkeit als peinlicher Aufenthalt an der Peripherie, als subjektive Liebhaberei auf Kosten der objektiven Heilsordnung, als unnütze Störung der heute so notwendigen Christozentrik im Glauben und im Leben. … Die ‚Wesentlichen‘ sehen es als viel vordringlicher an, heute die zentralen Gottes-, Christus- und Kirchengeheimnisse zu verkünden. Sie erblicken im Mariologischen nur frommen Zierat.“[50] Die Gegenseite erblickt in einer solchen Einstellung einen gefährlichen Rationalismus. Angesichts dieser Sachlage wäre es – so Rudolf Graber, der spätere Bischof von Regensburg (1962–1982), in einem Vortrag im Marianischen Jahr 1954 – ein großer Gewinn dieses Marianischen Jahres, „wenn sich diese beiden Strömungen im deutschen Katholizismus zusammenfänden in der Liebe zur gemeinsamen Mutter“[51].

Man kann – so Rudolf Graber – zu der Ansicht gelangen, dass marianischer Überschwang und kühle Reserve nicht bloß subjektiv bedingt seien, je nachdem, ob man im Abstand zu Maria verharrt oder ein persönliches inneres Verhältnis zur Mutter des Herrn gewonnen hat, sondern dass sie letztlich auf die Offenbarung selbst zurückgehen. „Vielleicht hat man … zu wenig beachtet, dass die Aussagen der Heiligen Schrift über Maria die gleiche Polarität zum Ausdruck bringen, die das Leben Jesu bestimmt, nämlich das geheimnisvolle Verwobensein von

Niedrigkeit und Herrlichkeit."[52] Heute rückt das Bestreben in den Vordergrund, all jene Aussagen der Heiligen Schrift besonders zu betonen, die Maria in ihrer Niedrigkeit zeigen.
Bei dem Bestreben, Maria als einfache Frau ihres Volkes in ihrer schlichten Niedrigkeit zu zeichnen, kann man sich auf einen Ausspruch der hl. Theresia von Lisieux berufen: „Man stellt uns Maria oft als unerreichbar vor, und man sollte sie doch vielmehr zeigen, wie wir ihr nachfolgen und sie nachahmen können. Sie ist weit mehr Mutter als Königin."[53] Dies lässt sich durchaus vertreten, wenn „sofort hinzugefügt wird, dass diese einfache, bescheidene Frau die Mutter des Sohnes Gottes ist"[54]. Die katholische Marienpredigt muss sich an den beiden Aussagereihen der Heiligen Schrift orientieren, die im *Magnifikat* zusammengefasst sind: Gott hat auf die *Niedrigkeit* seiner Magd geschaut, an der er *Großes* getan hat.
Das erste Grundgesetz der marianischen Predigt lautet also: Wir dürfen von Maria – so Rudolf Graber im Marianischen Jahr 1954 – kein „Teilbild" entwerfen, sondern müssen von ihr in ihrer „geoffenbarten Ganzheit" sprechen. Marias einzigartige Stellung im Heilsplan Gottes – ihre Würde als Gottesmutter – bildet den „Ausgangspunkt der ganzen Mariologie und der marianischen Lehrverkündigung"[55]. Im Geheimnis der Menschwerdung liegt auch die Lösung aller angedeuteten Schwierigkeiten auf mariologischem Gebiet. Christus, der in der Menschwerdung „ganz der Unsrige geworden" ist, vertritt uns beim Vater; andererseits steht er als Gott, als Erlöser und Richter „uns gegenüber".[56] Ähnliches ist von Maria zu sagen: Sie gehört ganz zur Kirche, aber aufgrund ihrer Gottesmutterschaft und ihrer anderen Privilegien ist sie der Kirche auch „übergeordnet". In Bezug auf die Polarität von Niedrigkeit und Herrlichkeit ist Christus das „Urbild" für Maria. Rudolf Graber verweist auf den „Gleichklang" der Worte über Christus im Philipperhymnus (Phil 2,5–11; Vers 7: „... er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich") und über Maria

im *Magnifikat* (Lk 1,46–55; in Vers 48 steht das Wort „Niedrigkeit“). An beiden Schriftstellen finden wir im Griechischen dasselbe Wort (*etapeinosen* bzw. *tapeinosis*). Das Geheimnis Marias ist ganz vom Geheimnis Christi her zu verstehen.

Die Heilige Schrift schildert die Knechtsgestalt Christi. Aber diese Knechtsgestalt des Sohnes Gottes darf „nicht mit einem reinen Menschentum des Herrn gleichgesetzt“ werden. Die Knechtsgestalt des Herrn „verhüllt etwas“. Ähnlich ist es mit der Mutter Christi – wenngleich in gebührendem Abstand und nur im „Nachglanz“ von Christi Hoheit. Wie sich unter der Knechtsgestalt Christi „die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14) verbirgt, so verbirgt sich unter der Magdgestalt Marias all das, was Gott durch Gabriel und die Kirche „an ehrenden Titeln auf sie häufte“[57]. Maria muss – in der Marienpredigt – „ganz in ihre Zeit“ hineingestellt werden; „aber dies muss so geschehen, dass der Zuhörer spürt, hier ist Größeres verhüllt“[58]. Der Prediger muss bei Maria „die Herrlichkeit der Mutter des Herrn zum Aufleuchten bringen“[59].

Maria ist – so Rudolf Graber – „das lebendige Hin-zu-Christus“. In der Verkündigung muss zum Ausdruck kommen, dass die marianische Bewegung und die christozentrische Bewegung „im Grunde nur die eine große religiöse Aufbruchsbewegung sind, bei der Maria die Pforte ist, durch die wir zum Christus der Schrift, zum Christus der Eucharistie, zum mystischen Christus der Kirche gehen, um dann in der Katholischen Aktion das Reich Gottes auszubreiten“[60]. Papst Pius XII. hat das paulinische *eis auton* („auf Christus hin“) tief erfasst, wenn er in seinem Weltweihegebet an das Unbefleckte Herz Mariens die Bitte ausspricht, dass Marias Liebe und Schutz den Triumph des Gottesreiches beschleunigen möge. Maria gehört wesentlich zur Frohbotschaft, „genau so, wie die Morgenröte zum Sonnenaufgang gehört, indem sie ihm vorausgeht“[61].

Maria gehört aber auch noch unter einem anderen Gesichts-

punkt ins Evangelium und in das urchristliche Kerygma. Das Christusereignis wird nicht nur heilsgeschichtlich vorbereitet, sondern es wirkt sich auch in der Glaubenshingabe und Lebensumkehr des Menschen aus. Christi Tod und Auferstehung hat einen neuen, erlösten Menschen geschaffen. „Dieser neue, vollerlöste Mensch ist Maria.“[62] Sie erfüllt nicht nur das paulinische *eis auton*, sondern auch den anderen paulinischen Zentralbegriff des *en Christo* („in Christus“). Maria ist die neue Schöpfung Gottes.

Anmerkungen

[1] Papst Paul VI. wurde am 19. Oktober 2014 seliggesprochen. Vgl. auch Jörg Ernesti, Paul VI. Die Biographie, Freiburg 2015; Leonardo Sapienza, Papst Paul VI. und der Glaube, Illertissen 2014; Ulrich Nersinger, Paul VI. Ein Papst im Zeichen des Widerspruchs, Aachen 2014 und Rino Fisichella, Der erste moderne Papst. Paul VI. – Wie er wirklich war, Freiburg 2018 (im Erscheinen).

[2] Die verschiedenen Ansprachen Papst Pauls VI. bei dieser Reise sind dokumentiert in: Acta Apostolicae Sedis (= AAS) 59 (1967), 593–602. – Nach Paul VI. sind auch die Päpste Johannes Paul II. (1982, 1991 und 2000), Benedikt XVI. (2010) und Franziskus (2017) als Pilger nach Fatima gereist. – Vgl. J. Kreiml, Papst Johannes Paul II. und Fatima, in: ders. / Sigmund Bonk (Hg.), 100 Jahre Botschaft von Fatima. Mitverantwortung für das Heil der anderen. Mit einem Geleitwort von Bischof Rudolf Voderholzer, Regensburg 2017, 106–113; auch Christian Schulz, Papst Benedikt XVI. und die bleibende Bedeutung von Fatima, in: J. Kreiml / S. Bonk (Hg.), 100 Jahre Botschaft von Fatima, 114–120; zur Pilgerfahrt von Papst Franziskus – mit der Heiligsprechung der Seherkinder Francisco Marto (1908–1919) und Jacinta Marto (1910–1920) am 13. Mai 1917 – vgl. Julia Wächter, Die Pilgerfahrt von Papst Franziskus im Mai 2017. Fortführung einer 100-jährigen Verbindung der Päpste zu Fatima, in: J. Kreiml / S. Bonk (Hg.), 100 Jahre Botschaft von Fatima, 121–162. Vgl. auch Michael F. Feldkamp, Ein marianisches Pontifikat. Pius XII. gilt bis heute als der Fatima-Papst, obwohl er nie an den Gnadenort pilgerte, in: Die Tagespost Nr. 56 / 11.05.2017, 5.

[3] Vgl. Rudolf Graber, Maria im Geheimnis der Kirche. Spiritueller Kommentar zum Marienkapitel der Konzilskonstitution „Lumen gentium“, Würzburg 1987.

[4] Lumen gentium, Nr. 60. – Rudolf Graber (Maria im Geheimnis der Kirche [Anm. 3], 37) folgert aus dieser Aussage: „Auch wir dürfen Mittler sein. Wir können und dürfen Heil vermitteln, Gnaden weitergeben. Mission und Apostolat sind Heilsvermittlungen. Wir müssen alle seelsorgerlichen Tätigkeiten aus der Ebene geschäftigen Arbeitens herausnehmen und auf eine höhere Ebene stellen, nämlich auf die der übernatürlichen Heilsvermittlung.“ – Papst Benedikt XVI. hat in einer Ansprache vom 31. Mai 2006 Folgendes gesagt: „Nie trübt oder mindert die wahre Marienverehrung den Glauben an unseren Erlöser Jesus Christus und die Liebe zu ihm, dem einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen. Im Gegenteil, die vertrauensvolle Hingabe an die Muttergottes ist der beste, von zahlreichen Heiligen erprobte Weg einer treueren Nachfolge des Herrn“ (zit. nach: Benedikt XVI., Gedanken zu Maria. Zusammengestellt von Lucio Coco. Eingeleitet von P. Ermes Maria Ronchi OSM, Regensburg 2008, 77).

[5] Lumen gentium, Nr. 61. – Bischof Graber (Maria im Geheimnis der Kirche [Anm. 3], 38) erkennt in dieser Formulierung „eine Umschreibung des Corredemptrix-Gedankens“. Größeres könne „nicht mehr ausgesagt werden“ (ebd.). Und der Bischof fährt fort: „Wieder müssen wir die Anwendung auf uns vollziehen. Auch wir sind zu dieser Cooperatio, zu dieser corredemptio (= Miterlösung; J. K.), zu dieser Mitwirkung aufgerufen“ (ebd.). Rudolf Graber verwendet hier einen dogmatisch „schwachen“, relativ unspezifischen Begriff der corredemptio.

[6] Lumen gentium, Nr. 63. – Diese „Identifizierung von Kirche und Maria“ kann – so Rudolf Graber (Maria im Geheimnis der Kirche [Anm. 3], 46 f) – „die entscheidende Überwindung der Krisis der Kirche und die Erneuerung der Kirche herbeiführen“. Freilich ist diese Identifizierung „nicht total“ (ebd., 51). – Vgl. auch Joseph Cardinal Ratzinger / Hans Urs von Balthasar, Maria – Kirche im Ursprung, Einsiedeln [5]2010.

[7] Lumen gentium, Nr. 66. – Vgl. auch Alois Müller / Dorothea Sattler, Mariologie, in: Theodor Schneider (Hg.), Handbuch der Dogmatik, Düsseldorf 2000, 155–187, hier 175.

[8] Lumen gentium, Nr. 69. – Vgl. auch Jörg Seiler, Maria und der Friede. Begriffsgeschichtliche Beobachtungen auf der Grundlage päpstlicher Marienenzykliken 1854–1954, in: Helke Stadtland (Hg.), „Friede auf Erden“. Religiöse Semantiken und Konzepte des Friedens im 20. Jahr-

hundert (Frieden und Krieg. Beiträge zu historischen Friedensforschung 20), Essen 2009, 65–102.

[9] Papst Paul VI., Apostolisches Schreiben über die rechte Weise und Förderung der Marienverehrung Marialis cultus (2. Februar 1974). Von den deutschen Bischöfen approbierte Übersetzung. Herausgegeben und übersetzt von den Liturgischen Instituten in Salzburg, Trier und Zürich, Trier 1975, 13. – Vgl. dazu auch Leo Scheffczyk, Neue Impulse zur Marienverehrung, St. Ottilien o. J. (1974) und Leo Kardinal Scheffczyk, Maria – Gleichbild der Kirche, in: ders., Maria. Mutter und Gefährtin Christi, Augsburg 2003, 162–175.

[10] Vgl. Marialis cultus, 11.

[11] Ebd., 13.

[12] Marialis cultus, Nr. 15. – Vgl. auch Leo Kardinal Scheffczyk, Die Liturgie als Norm der Marienverehrung, in: ders., Maria (Anm. 9), 264–272.

[13] Marialis cultus, Nr. 15.

[14] Ebd., Nr. 21.

[15] Ebd., Nr. 25.

[16] Vgl. ebd., Nr. 26.

[17] Ebd., Nr. 28.

[18] Dogmatische Konstitution über die Kirche Lumen gentium, Nr. 54.

[19] Marialis cultus, Nr. 28.

[20] Ebd., Nr. 32. – Vgl. z. B. auch Joachim Schmiedl, Die Jungfrau Maria in ökumenischen Konsenspapieren, in: Anton Ziegenaus (Hg.), „Geboren aus der Jungfrau Maria". Klarstellungen (Mariologische Studien 19), Regensburg 2007, 160–171 und Groupe des Dombes, Maria in Gottes Heilsplan und in der Gemeinschaft der Heiligen, Frankfurt a. M. / Paderborn 1999.

[21] Ebd., Nr. 32.

[22] Ebd.

[23] Ebd. – Die angegebene Bibelstelle benennt das „Magnifikat".

[24] Marialis cultus, Nr. 32. – Vgl. dazu auch Lumen gentium, Nr. 69. – Papst Johannes Paul II. hat vor dem Gnadenbild der Madonna in Altötting am 18. November 1980 (in: Predigten und Ansprachen von Papst Johannes Paul II. bei seinem Pastoralbesuch in Deutschland sowie Begrüßungsworte und Reden, die an den Heiligen Vater gerichtet wurden. 15. bis 19. November 1980. Offizielle Ausgabe [VApS 25 A], hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 3., veränderte Aufl. 1980, 156–158, hier 157) folgendes Gebet gesprochen: „Mutter Christi, ... wie sehr ist mein Weg durch die deutschen Lande gerade in diesem Jahr mit der drängenden und demütigen Sehnsucht nach Einheit unter den Christen verbunden, die seit dem 16. Jahrhundert getrennt sind!

Kann einer inniger als Du wünschen, dass sich das Gebet Christi im Abendmahlssaal erfülle? Und wenn wir … heute um eine neue Einheit in der Liebe und Wahrheit beten, dürfen wir dann nicht hoffen, dass Du, Mutter Christi, zusammen mit uns betest?“

[25] Ebd. – Hier verweist das Apostolische Schreiben auf Lumen gentium, Nr. 66 und 67.

[26] Marialis cultus, Nr. 33.

[27] Ebd. – Vgl. auch Leo Kardinal Scheffczyk, Katholische Marienverehrung und evangelisches Marienlob, in: ders., Maria (Anm. 9), 273–280.

[28] Marialis cultus, Nr. 33. – In diesem Zusammenhang verweist Paul VI. auf die Enzyklika Adiutricem populi Papst Leos XIII. (in: AAS 28 [1895/96], 135), in der Leo XIII. gesagt hat, das Anliegen der Einheit der Christen gehöre „zur Aufgabe der geistlichen Mutterschaft Mariens“.

[29] Marialis cultus, Nr. 39.

[30] Ebd., Nr. 41.

[31] Ebd., Nr. 45. – Vgl. auch Romano Guardini, Der Rosenkranz Unserer Lieben Frau (Topos-Taschenbücher 181), Mainz 2. Taschenbuchaufl. 1991 (1. Aufl. 1940); auch ders., Die Mutter des Herrn. Ein Brief und darin ein Entwurf (Topos-Taschenbücher 165), Mainz 2. Taschenbuchaufl. 1990 (1. Aufl. 1955). – Vgl. auch Papst Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben Rosarium Virginis Mariae über den Rosenkranz (2002), (VApS 156), hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2002.

[32] Marialis cultus, Nr. 45.

[33] Vgl. ebd., Nr. 46.

[34] Ebd., Nr. 54.

[35] Ebd., Nr. 56.

[36] Ebd.

[37] Ebd., Nr. 57.

[38] Vgl. ebd.

[39] Ebd.

[40] Ebd.

[41] Ebd. (mit Bezug auf die entsprechende Vaterunser-Bitte).

[42] Ebd.

[43] Ebd.

[44] Ebd.

[45] Ebd.

[46] Ebd. – Das Apostolische Schreiben verweist in diesem Zusammenhang auf die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Kirche in der Welt von heute Gaudium et spes, Nr. 22.

[47] Marialis cultus, Nr. 57.
[48] Ebd., Nr. 58.
[49] Ebd. – Vgl. auch Papst Johannes Paul II., Enzyklika Redemptoris Mater über die selige Jungfrau Maria im Leben der pilgernden Kirche (1987), (VApS 75), hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1987 und Papst Johannes Paul II., Schreiben zum Marianischen Jahr (1988), (VApS 85), hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1988.
[50] Paul Hitz, Zur Marienpredigt heute, in: Anima 4 (1949), 211. – Vgl. zum Ganzen Rudolf Graber, Grundsätze der Marianischen Verkündigung, Leutesdorf am Rhein 1954.
[51] R. Graber, Grundsätze (Anm. 50), 6.
[52] Ebd., 6 f.
[53] Zit. nach: Viktor Schurr, Gott will die Erde. Marienpredigten für heute, Regensburg 1951, 133. – Vgl. zum Ganzen auch Paul Gaechter SJ, Maria im Erdenleben. Neutestamentliche Marienstudien, Innsbruck 1954.
[54] R. Graber, Grundsätze (Anm. 50), 7.
[55] Ebd., 8.
[56] Vgl. ebd., 8 f.
[57] Vgl. ebd., 12. – Graber verweist in diesem Zusammenhang auch auf folgendes Buch: Josef Weiger, Maria von Nazareth, München 1953. – J. Weiger (1883–1966) war Pfarrer in Mooshausen und erhielt ein Ehrendoktorat der Universität Tübingen; er war auch ein enger Freund Romano Guardinis, der sich während des Zweiten Weltkriegs längere Zeit in seinem Pfarrhaus in Mooshausen aufhielt.
[58] R. Graber, Grundsätze (Anm. 50), 12. – Vgl. auch Hubert Windisch, Das Gebet. Eine pastoraltheologische Perspektive unter besonderer Berücksichtigung des Mariengebetes, in: Josef Kreiml / Veit Neumann (Hg.), 100 Jahre Patrona Bavariae. Marienverehrung in Bayern. Mit einem Geleitwort von Bischof Rudolf Voderholzer, (Regensburger Marianische Beiträge. Bd. 1), Regensburg 2017, 289–303 und Ludwig Mödl, Die Marienpredigt. Homiletische Leitlinien, in: ebd., 304–318.
[59] R. Graber, Grundsätze (Anm. 50), 12.
[60] Ebd., 17 f.
[61] Ebd., 18.
[62] Ebd., 20.

Das Lied von Bernadette.

Roman von Franz Werfel

Monika Born

1. Zur Entstehung des Romans

Franz Werfel (1890-1945) gibt in seinem persönlichen Vorwort und in weiteren Dokumenten (im Anhang) selbst Auskunft über seine Intentionen, diesen Roman zu schreiben. Er war ein von den Nazis verfolgter Jude, dessen Bücher 1933 verbrannt wurden. Nach dem Zusammenbruch Frankreichs 1940 setzten die Nazis seinen Namen an die Spitze der Auslieferungsliste. Mit seiner Frau Alma war er einer von Millionen Flüchtlingen, die sich in den Départements der Pyrenäen auf den Straßen drängten – ohne Unterkunft und ohne Visa, um über die Pyrenäen in die Freiheit gelangen zu können.
In Pau hörte Werfel, Lourdes sei wohl der einzige Ort, an dem man vielleicht Herberge finden könne (wegen der vielen Pilgerhotels). „Auf diese Weise führte mich die Vorsehung nach Lourdes, von dessen Wundergeschichte ich bis dahin nur die oberflächlichste Kenntnis besaß“ (11). Das war in den letzten Junitagen 1940. Franz und Alma Werfel verbargen sich in Lourdes sieben Wochen lang, bis es ihnen mit einigen Freun-

den (darunter Golo Mann) gelungen ist, zu Fuß über die Pyrenäen zu flüchten, dann über Spanien und Portugal in die USA zu gelangen.
Die Wochen in Lourdes seien für ihn – so Werfel – eine „hochbedeutsame Zeit“ gewesen, weil er „die wundersame Geschichte des Mädchens Bernadette Soubirous“ kennen lernte und „die wunderbaren Tatsachen der Heilungen von Lourdes“ (12). An einem Tag großer Bedrängnis habe er im Juli 1940 in der Grotte von Lourdes das Gelübde abgelegt, wenn er und seine Frau Amerika erreichten, vor jeder anderen Arbeit das Lied von Bernadette zu singen. So kann er sagen: „Dieses Buch ist ein erfülltes Gelübde“ (a.a.O.). Dem liege aber ein weit älteres Gelübde zu Grunde: immer und überall durch seine Schriften das göttliche Geheimnis und die menschliche Heiligkeit zu verherrlichen, „des Zeitalters ungeachtet, das sich mit Spott, Ingrimm und Gleichgültigkeit abkehrt von diesen letzten Werten unseres Lebens“ (a.a.O.).
Die erste Fassung des Romans entstand auf der Grundlage der Recherchen, die Werfel in Lourdes durchgeführt hatte, vom 2. Januar bis 18. Mai 1941 in Los Angeles, erschien noch 1941 in London und Stockholm und wurde bereits 1943 erstmals verfilmt.
Immer wieder – so Werfel – sei er gefragt worden, wie ein Jude dazu komme, über die Marienerscheinungen in Lourdes zu schreiben – und ob er nicht vielleicht doch getauft sei. Seine Antwort: „Der Verfasser ist ein Jesus-Christus-gläubiger Jude. Er ist trotzdem ein ungetaufter Jude“ (544). Dafür gibt er mehrere Gründe an:

- Solidarität mit dem verfolgten Israel in seiner größten Bedrohung,
- nicht den leisesten Zweifel zu erregen, er wolle durch die Taufe Vorteile erringen,
- die oft mangelnde Gerechtigkeit der Kirche als dem neuen Israel gegenüber dem alten – also Antijudaismus.

In einem Brief an den Erzbischof von New Orleans bekennt Werfel, dass er durch die geistigen Kräfte des Christentums und der katholischen Kirche entscheidend beeinflusst und geformt wurde. „Ich sehe in der katholischen Kirche die reinste von Gott auf die Erde gesendete Kraft und Emanation, um das Übel des Materialismus und des Atheismus zu bekämpfen und um der armen Menschenseele die Offenbarung zu bringen. Aus diesem Grund und obwohl extra muros stehend, habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, mit meinen bescheidenen und geringen Mitteln den von der katholischen Kirche geführten Kampf gegen diese Übel und für die göttliche Wahrheit zu unterstützen“ (549). Seinen Brief an den Erzbischof beschließt Werfel mit den Worten: „Ihrer Exzellenz gehorsamer Diener in Christo.“

Eine weitere Frage an Werfel war die, wie ein moderner Schriftsteller, der kein Theologe ist und Autor realistischer Romane, dazu komme, eine große Erzählung über eine kleine Heilige aus den Pyrenäen zu schreiben, über Erscheinungen, Wunder, Leiden, Verfolgungen, Glaubenskämpfe und Zweifel, die den Ruhm von Lourdes begründen. In seiner Antwort auf diese Frage schildert Werfel die Situation äußerster Existenzbedrohung, in der er sich 1940 befand, und schreibt dann, was unmittelbar das Thema „Maria“ betrifft: „Gab es noch eine irdische Macht, die mir helfen konnte? Da wandte ich mich an jene mütterliche Kraft des Weltalls, die sich in dem armen Leben der kleinen Bernadette Soubirous und in den Geschichten Lourdes' so heilbringend offenbart hatte ... Und wirklich, mir wurde geholfen“ (546).

Besonders wichtig war Werfel die Frage nach „meaning“ und „message“ seines Romans. Er habe nicht bloß einen interessanten, ungewöhnlichen Stoff in ein „eskapistisches Entertainment“ verwandeln wollen. Vielmehr enthalte „Das Lied von Bernadette“ mehr „message“ und „meaning“ als irgend ein anderes seiner Bücher (einschließlich „Die vierzig Tage des Musa Dagh“). Er habe mit vollem Bewusstsein ein aktuelles Buch

geschrieben, ein „Kampfbuch dieses Krieges“, in dem nicht ein materielles, sondern ein geistiges Prinzip auf dem Spiel stehe. Auf der einen Seite kämpfe der radikale Nihilismus, der im Menschen nicht mehr Gottes Ebenbild sieht, sondern eine amoralische Maschine in einer sinnlosen Welt. Auf der anderen Seite, „auf unserer Seite“, kämpfe die metaphysische, die religiöse Konzeption des Lebens, die Überzeugung, dass dieser Kosmos vom Geist geschaffen ist und geistiger Sinn daher jedes Atom durchströmt. „Das Lied von Bernadette“ sei ein jubelnder Hymnus auf diesen geistigen Sinn der Welt. Denn an einem einfachen Beispiel werde gezeigt, wie selbst mitten in unserem skeptischen Zeitalter die göttlichen Kräfte wirken und ein unwissendes, aber geniales Geschöpf hoch über das gewöhnliche Maß hinaus heben. Diese Geschichte gehe alle Menschen an, die offen sind für die göttlichen Kräfte in der Wirklichkeit des Lebens – nicht nur die Katholiken. Eines sei ihm gewiss: „Der Leser wird durch das Verdienst und Mittlertum meiner Heldin Bernadette Soubirous Gaben des Trostes und der Aufrichtung empfangen, die er in einem anderen, vielleicht besseren Roman nicht finden würde“ (548).
Eine Anmerkung: Der geistige Kampf, von dem Werfel spricht, ist bis heute nicht zu Ende. So bleibt der Roman aktuell.

2. Ein *Roman* – weder Fiktion noch Dokumentation

Franz Werfel hat bewusst über die Marienerscheinungen von Lourdes einen *Roman* geschrieben. Im Vorwort sagt er: „Ein epischer Gesang kann in unserer Epoche nur die Form eines Romans annehmen.“ Der moderne Schriftsteller kann und will nicht schreiben wie Homer oder Dante. Und doch soll auch der Roman „epischer Gesang“ sein in seiner Welthaltigkeit und Fülle an Personen und Ereignissen und in seinen Botschaften. Er sollte schließlich „Lobpreis“ sein.
Werfel nimmt die Fragen eines misstrauischen Lesers vorweg: Was ist wahr? Was ist erfunden? Damit ist das Risiko ange-

sprochen, das der Autor eines geschichtlichen Romans eingeht. Eine bloße Dokumentation von Tatsachen macht keine Geschichte aus. Aber wie weit darf er über die Tatsachen hinaus erzählen? Werfels Antwort: „Alle jene denkwürdigen Begebenheiten, die den Inhalt dieses Buches bilden, haben sich in Wirklichkeit ereignet." Dass dies im Wesentlichen so ist, kann derjenige bestätigt finden, der sich mit zeitgenössischen Dokumenten (z. B. von Estrade und Saint Gildard in Nevers) und mit wissenschaftlichen Veröffentlichungen (z. B. von Laurentin oder Läpple) befasst hat: Werfels Erzählung verändert – wie er selbst sagt – nichts an der Wahrheit, die von Freund und Feind und von kühlen Beobachtern erhärtet worden ist. Folglich ist dieser Roman keine Fiktion.

Allerdings handelt es sich um einen *Roman*, der Wirklichkeit so anschaulich und spannungsvoll darstellen soll, dass sich – nach der klassischen Formel – der Leser „unterhalten und belehrt" fühlt. Damit dies gelinge, darf auch der Autor eines geschichtlichen Romans seine dichterische Freiheit in Anspruch nehmen, was Werfel nach eigener Auskunft nur dort tut, „wo das Kunstwerk gewisse chronologische Zusammendrängungen erforderte und wo es galt, den Lebensfunken aus dem Stoff zu schlagen" (12). Was kann damit gemeint sein?

Wir werden sehen, dass Werfel seinem Roman im Wesentlichen die Chronologie der Ereignisse zugrunde legt, die Hauptpersonen so in die Handlung integriert, wie es den Dokumenten entspricht, dass er aber als Erzähler einer Geschichte seine Personen profiliert, indem er oft als auktorialer Erzähler durch Introspektion oder inneren Monolog deren Gedanken und Gefühle ausspricht; indem er durch Dialoge und durch lebendige Situationsbeschreibungen der Geschichte Fülle und Spannung verleiht. Bei der Profilierung von Romanfiguren geht er durchaus so weit, dass er für Bernadettes Novizenmeisterin in Nevers eine Vorgeschichte in Lourdes erfindet oder dem Schriftsteller Lafite eine Bekehrungsge-

schichte, wie sie nicht überliefert ist. Das gehört durchaus zur dichterischen Freiheit eines Romanschriftstellers.
Was er nicht darf und was Werfel niemals eingefallen wäre, wird am Beispiel Emile Zolas klar, der in seinem Roman „Lourdes“(1894) Tatsachen, die er mit eigenen Augen wahrgenommen hat, verfälscht und geradezu auf den Kopf stellt. Er erzählt von einer todkranken jungen Frau, deren elenden Zustand er zuvor und deren Wunderheilung in Lourdes er 1892 miterlebt hat; zudem alle medizinischen Untersuchungen mit der Feststellung einer plötzlichen unerklärlichen Heilung. Er hat diese Frau sogar später noch wiedergesehen – völlig gesund. In seinem Roman lässt er sie als Simulantin und eingebildete Nervenkranke erscheinen und kurz nach der Lourdesreise sterben. In Wirklichkeit hat Marie Lebranchu, die Zola in seinem Roman „Grivotte“ nennt, nach ihrer Heilung in Lourdes noch 28 Jahre bei guter Gesundheit gelebt.
Ein in Lourdes verantwortlicher Arzt hat Zola mehrfach in Briefen empört gefragt, wie er die Wahrheit so entstellen könne. Schließlich dessen Antwort: Er habe einen Roman geschrieben und sei absolut Herr seiner Personen. Er könne sie nach Belieben leben oder sterben lassen (Christian, 157-165; Zehnder, 8 u. 20). In einem fiktiven Roman könnte er das in der Tat, nicht aber darf er es entgegen der historischen Wahrheit in einem geschichtlichen. Zola wollte in seinem Roman eindeutig – entgegen der ihm bewussten Wahrheit – die Heilungswunder in Lourdes und folglich auch die Marienerscheinungen als Lug und Trug entlarven und den eigenen Unglauben auf seine Leser übertragen. Werfel hingegen hat legitime erzählerische Mittel eingesetzt, um die Glaubwürdigkeit der Ereignisse in Lourdes überzeugend darzustellen.
Indem er sich an die Hauptfakten hält, hat Werfels Roman dokumentarischen Charakter. Und insofern er Szenen und Schicksale erfindet, hat der Roman auch fiktiven Charakter.

3. Der Aufbau des Romans und Skizzierung des Inhalts

In fünf „Reihen“ zu je 10 Kapiteln ist der Roman aufgebaut. Der Rosenkranzbeter erkennt sofort das „System“: Die 10 Kapitel jeder „Reihe“ entsprechen einem Gesätz; die Gesamtzahl der 50 Ave Marias entspricht einem Rosenkranz. Damit würdigt Werfel die Bedeutung des Rosenkranzgebetes bei den Erscheinungen Marias in Lourdes und bekennt seine eigene Liebe zu diesem Gebet, wie sie in einer Aussage Werfels (im Roman, 67) belegt ist, die Zehnder (45) zitiert: „Das Rosenkranzgebet ist eine Art von himmlischer Handarbeit, ein unsichtbares Nadelwerk, eine Stickerei oder Strickerei, aus den 50 Ave Marias der Perlenschnur emsig gewirkt. Wer in Jahr und Tag gehörig viele Rosenkränze betet, der bringt schon ein tüchtiges Gewebe zustande, mit dem dereinst das große Erbarmen einen großen Teil seiner Schuld zudecken kann.“ Und es ist auch Zehnder (46), der berichtet, dass Franz Werfel, der am 26. August 1945 gestorben ist, seinem Wunsch gemäß mit der Lourdes-Medaille um den Hals und in der Hand den Rosenkranz, den er in den letzten Jahren immer bei sich getragen hatte, beerdigt worden ist.

Nun zum inhaltlichen Aufbau

Die erste Reihe

In den 10 Kapiteln der *Ersten Reihe* schildert Werfel die elende Situation von Bernadettes Familie – Eltern und vier Kinder –, die, völlig verarmt, in einer ehemaligen Gefängniszelle von Lourdes lebt, dem Cachot. Die Mutter arbeitet als Wäscherin. Vater Soubirous, ehemals Mühlenbesitzer, verdingt sich als Tagelöhner, um das Notwendigste für seine Familie zu verdienen. Aus seiner Perspektive lernt der Leser Lourdes und die Grotte Massabielle kennen. – Bernadettes Bildungsstand ist sehr niedrig. Mit ihren 14 Jahren weiß sie fast nichts, kann kaum lesen und schreiben, weil sie die Schule wegen ihres

schweren Asthmaleidens und wegen ihrer Hirtentätigkeit kaum besuchen konnte. Sie spricht und versteht kein Französisch, sondern nur das Patois, den heimatlichen Dialekt.
In der nächsten Szene stellt uns der Autor die „Nobilität“ von Lourdes vor: durchweg Männer, die alles ablehnen, was Glauben und Kirche angeht. Sie treffen sich regelmäßig in einem Café und bilden den Gegenpol zu den einfachen, meist frommen Menschen. Mit der Szene um die Familie Bouhouhort, deren kleiner Sohn todkrank ist, legt Werfel die Grundlagen für das Verständnis eines Heilungswunders.
Es folgt die erste Erscheinung „der Dame“, wie Bernadette sich ausdrückt, mit der Reaktion ihrer Familie – zwischen Angst und Unglauben. Auf diese erste Erscheinung werde ich ausführlich eingehen.
Kurzer Überblick über die Chronologie der Erscheinungen (Läpple, 36 f.). Werfel trifft eine Auswahl (x):

X	1.	Donnerstag,	11. Februar 1858	
x	2.	Sonntag,	12. Februar	
x	3.	Donnerstag,	18. Februar	Auftrag: in 14 Tage kommen
x	4.	Freitag,	19. Februar	
	5.	Samstag,	20. Februar	
	6.	Sonntag,	21. Februar	
x	7.	Dienstag,	23. Februar	
x	8.	Mittwoch,	24. Februar	Gebet, Buße Bekehrung
x	9.	Donnerstag,	25. Februar	Quelle
	10.	Samstag,	27. Februar	
	11.	Sonntag,	28. Februar	
	12.	Montag,	1. März	
x	13.	Dienstag,	2. März	Auftrag: Kapelle u. Prozessionen
	14.	Mittwoch,	3. März	
x	15.	Donnerstag,	4. März	
x	16.	Donnerstag,	25. März	Name: Unbefleckte Empfängnis
	17.	Mittwoch,	7. April	
x	18.	Freitag,	16. Juli	

Zur Zweiten Reihe

Bernadette erlebt die 2. Erscheinung. Einflussreiche Frauen, fromm, auch wundersüchtig, unterstützen sie. Immer mehr Menschen folgen ihr zur Grotte und erleben Bernadette bei weiteren Erscheinungen, viele glaubensbereite Menschen, aber auch Spötter. Sie empfängt eine Botschaft über ihre Zukunft und wird gebeten, in den nächsten vierzehn Tagen täglich zur Grotte zu kommen. Die Geistlichkeit bleibt völlig auf Distanz, während die weltliche Obrigkeit in immer größere Aufregung gerät. Bernadette wird mehrfach verhört und soll die Grotte nicht mehr betreten. Sie kann dem Verbot nicht gehorchen. Die „Dame" fordert ständig zu Gebet, Buße und Umkehr auf. Die ungläubige Intelligenz im Café kennt nur Spott und Hohn. Die Presse, vor allem die Pariser, verbreitet nur Gehässigkeiten über Lourdes.
Auf Geheiß der „Dame" wagt sich Bernadette zum Dechanten Peyramale und trägt ihm deren Forderung nach einer Kapelle und Prozessionen vor. Sie erntet aber nur Ablehnung und Hohn. Inzwischen kommen mehr als 5 000 Menschen zur Grotte. Sie erleben, wie Bernadette (auf Weisung der Dame) in einer Ecke die Erde aufgräbt, Schlamm und Unkräuter zu sich nimmt. Viele sind abgestoßen.

Zur Dritten Reihe

Aus dem Schlammloch, das Bernadette gegraben hat, ist eine Quelle hervorgegangen, deren ständig sprudelndes Wasser (122.000 Liter pro Tag) von Steinarbeitern gefasst wird. Es entstehen lange prozessionsartige Züge zur Grotte – auch gegen die kirchliche Distanz, vor allem gegen die Behörden gerichtet, die alles erschweren wollen und sogar Lockspitzel einsetzen. Der Bürgermeister hofft auf die natürliche Heilkraft der Quelle, sodass Lourdes ein Kurort werden könnte. Aber es handelt sich um Quellwasser ohne Besonderheiten. Indes gibt es

erste Heilungen durch das Wasser. In einer dramatischen Aktion wird der sterbenskranke kleine Sohn der Bouhouhorts – Justin – durch das Quellwasser geheilt, was die Ärzte bestätigen: plötzlich, medizinisch unerklärlich, dauerhaft (Zu den ersten sieben Heilungen: Läpple, 39).

Das 25. Kapitel bildet die Mitte des Romans. Es ist der 4. März 1858, der letzte der 14 Tage, an denen Bernadette täglich zur Grotte kommen sollte. Die Aufregung in der Bevölkerung und die Nervosität der Behörden sind groß. Werfel nennt keine Daten. Aber er zieht die Erscheinungen vom 4. und 25. März zusammen. Tatsächlich hat Maria erst am Fest der Verkündigung des Herrn (und nicht am 4. März) Bernadette ihren Namen genannt – im heimischen Dialekt (Patois) des Bigorre: Ich bin die Unbefleckte Empfängnis. Bernadette weiß nicht, was das bedeutet. Von der Verkündigung des Dogmas am 8. Dezember 1854 hat sie nie gehört und muss den Namen ständig vor sich hinmurmeln, um ihn nicht zu vergessen, bis sie dem Dechanten berichten kann, der theologische Einwände hat und sich nicht zum Glauben durchringen kann, aber sehr nachdenklich geworden ist. Hat hier der Himmel selbst durch Maria das Dogma bestätigt?

Es kommt zu diabolischen Nachäffungen der Erscheinungen. Grotte und Quelle werden per Erlass verbarrikadiert. Die Folge: Aufruhr in der Bevölkerung und Sturm auf die Barrikaden, die wieder aufgerichtet werden. Der Dechant bittet den zuständigen Bischof um eine Untersuchungskommission, die dieser (noch) verweigert. Am 16. Juli verspürt Bernadette in sich den Ruf der „Dame“. Obwohl es wegen der Barrikaden kein „Treffen“ in der Grotte geben kann, hat Bernadette in einiger Entfernung ihre letzte beglückende Erscheinung. Es folgt ein wortloser Abschied.

Ich werde die Inhalte der folgenden beiden Reihen etwas ausführlicher darstellen, weil ich auf sie im 4. und 5. Kapitel nicht näher eingehen kann.

Bernadette ist schwer erkrankt und wird auf Drängen des Dechanten dauerhaft bei den Schwestern von Nevers in Lourdes untergebracht, wo die Nonne Vauzous sich – wie schon als Lehrerin – gegen sie stellt (fiktiv). Der Dechant wird zum Beschützer Bernadettes und ihrer Familie. Auf sein Drängen hin erklärt sich der zuständige Bischof zur Einsetzung einer Untersuchungskommission bereit – später. Inzwischen hat Dechant Peyramale Bernadette davon überzeugt, als vom Himmel Begnadete in ein Kloster einzutreten. Sie will nach Nevers.
Die Bonne des Kronprinzen von Frankreich verlangt Einlass in die Grotte, weil sie für den erkrankten Prinzen Wasser von der Quelle holen will, das auch offensichtlich hilft (eine fiktive Geschichte). Die Sperrung der Grotte wird aufgehoben, und eine bischöfliche Untersuchungskommission wird feierlich eingesetzt. Vier Jahre tagt diese Kommission und prüft die Erscheinungen auf ihre Echtheit (mit vielen Befragungen Bernadettes) und die Heilungen auf ihre übernatürliche Qualität. Das Urteil der Kommission ist positiv, und auch der Bischof anerkennt in einem Hirtenbrief den übernatürlichen Charakter der Erscheinungen und von sieben Heilungen.
Spenden aus aller Welt ermöglichen den Bau der Basilika in Lourdes. Der Künstler Fabich erhält den Auftrag, nach Bernadettes Beschreibungen (in Haltungen, Mimik und Gestik) eine Marienstatue für die Grotte zu schaffen. Bernadette ist nicht zufrieden. Mit einem großen Fest wird die Grotte eingeweiht (ohne Teilnahme der erkrankten Bernadette).
Der Dechant sorgt dafür, dass die Familie Soubirous wieder eine Mühle bekommt. Bernadette nimmt Abschied im Cachot und von der Grotte, um nach Nevers aufzubrechen. Es folgt ein (fiktiver) Abschied des Müllers Antoine, der sie liebt und unverheiratet bleiben will. Man kann ihn als Vertreter der ganz treuen Menschen sehen, die immer zu Bernadette gehalten ha-

ben. Nach ihrer Ankunft im Kloster Saint Gildard in Nevers muss sie dem Konvent von ihren Erscheinungen berichten. Sie erhält den Ordensnamen „Marie Bernarde“ und als Novizenmeisterin Sr. Marie Thérèse Vauzous, die ihr nicht glaubt und ein strenges Regiment führt. Bernadette arbeitet als Küchenmädchen. Nachdem sie vom Tod ihrer Mutter erfahren hat, wird sie so krank, dass man sie vorzeitig ihre Profess ablegen lässt. Aber sie weiß, dass sie noch nicht sterben wird.

Zur Fünften Reihe

Nach ihrer Genesung und der Erneuerung ihrer Profess tut Bernadette Dienst als Krankenpflegerin und wegen ihrer schwachen Konstitution später als Sakristanin. Sie stellt schöne fromme Stickereien nach eigenen Ideen her. Ihr Vater und eine Gesandtschaft aus Lourdes besuchen Bernadette (fiktiv). Während des Krieges 1870/71 wirkt sie auf der Krankenstation des Klosters, ist sehr tüchtig und beliebt.

Bernadette erkrankt an Knochentuberkulose. Ihr furchtbar verunstaltetes Knie und ihr Leiden verbirgt sie lange. Dies wird für ihre Novizenmeisterin zum Zeichen ihrer Glaubwürdigkeit (fiktiv). Bernadette erleidet die Passion über sieben Jahre. Nein, für sie ist die Lourdes-Quelle nicht da. Das weiß sie. In den letzten beiden Lebensjahren geht Bernadette durch die geistliche Nacht – mit Gewissensqualen und teuflischen Versuchungen. Noch einmal muss sie auch die Qual eines Verhörs durch eine bischöfliche Kommission ertragen und bekräftigt ihre Aussagen von 1858.

Werfel wendet nun den Blick zum letzten Mal nach Lourdes, das nicht wiederzuerkennen ist. Mit den Augen des ungläubigen Schriftstellers Lafite sieht der Leser im Hospital die Heerschar von Kranken, die in Lourdes Hilfe suchen, und das Elend der Moribunden. Dr. Dozous berichtet ihm von vielen Heilungen. Bernadette allerdings sei das größte Wunder. Lafite erlebt die Sakramentsprozession und erfährt in der Grotte seine Be-

kehrung, die Werfel mit aller Kunst schildert (fiktiv, aber beispielhaft für diese Art von Wunder, die keine Ärztekommission untersucht).
Seit 1878 ist Bernadette bettlägerig: Knochentuberkulose und Herzasthma mit schwerer Atemnot. Ihr Körper ist mehr und mehr eine einzige Wunde. Dechant Peyramale kommt in der Karwoche von Lourdes nach Nevers zu Bernadette und erlebt ihre Agonie und ihren Tod am Ostermittwoch, 16. April 1879 (nicht, wie Werfel schreibt, am Mittwoch der Karwoche. Der Besuch des Dechanten in Nevers ist fiktiv; aber so lässt Werfel einen Kreis sich schließen). In den Annalen des Klosters wird festgehalten, Bernadette habe ganz kurz vor ihrem Tod „mit einem steigenden Ausdruck“ von Überraschung ein dreifaches „Oh!“ ausgestoßen und dann inbrünstig die Worte gesprochen „Mein Gott, ich liebe Dich.“– J'aime! (Couvent, 117). Ihre Mitschwestern vermuten, Maria sei Bernadette in ihrer Todesstunde noch einmal erschienen (Guynot, 134).
Das letzte Kapitel – „Das fünfzigste Ave" – ist der Heiligsprechung Bernadettes am 8. Dezember 1933 im Petersdom in Rom gewidmet und überwiegend aus der Perspektive des „Kindes Bouhouhort“ erzählt, wie alle Welt den inzwischen 77 -Jährigen noch immer nennt. Er darf Stellvertreter für alle in Lourdes Geheilten sein. Der Leser wird auch darüber informiert, dass Bernadettes Leichnam unverwest ist und 1925 ihre Seligsprechung vorgenommen worden ist. Zum Schluss betet Justin – in Verbindung mit Bernadette – den glorreichen Rosenkranz.

4. Maria und Bernadette: Die erste Erscheinung

In diesem Kapitel werde ich exemplarisch Werfels erzählerische Fassung des Geschehens mit entsprechenden Dokumenten parallelisieren, um einerseits die Besonderheiten des Romans, andererseits die Wahrhaftigkeit der Darstellung zu belegen, soweit das möglich ist. An Dokumenten ziehe ich eine Nieder-

schrift von Bernadette selbst und Auszüge aus den Notizen des damaligen Steuerverwalters von Lourdes, Jean B. Estrade, heran, der zunächst, wie alle Intellektuellen im Café die Aussagen Bernadettes bezweifelte, dann aber von deren Wahrheit überzeugt wurde.

Vorweg eine Aussage von Ernest Guynot, die bedenkenswert ist: „Für uns sind die Erscheinungen in Massabielle in erster Linie gegründet auf das Zeugnis, das dieses Kind darüber abgelegt hat. Die folgenden Ereignisse und die vielen Wunder, die dort geschehen sind, haben damit die Berichte der Seherin bestätigt“ (127). Bernadette ist wie ein Spiegel, in dem wir Maria erkennen.

Vor der ersten Erscheinung ist Bernadette mit ihrer Schwester Marie und einer Mitschülerin zum Sammeln von Trockenholz aufgebrochen. Den Fluss Gave mit seinem eiskalten Wasser darf sie wegen ihrer Asthmakrankheit nicht durchwaten, will es aber doch, um den beiden anderen zu helfen. Sie sitzt auf einem Stein am Ufer gegenüber der Grotte, die – wie Werfel schreibt – „bis zum Rand gefüllt (ist) mit dem rosig stetigen Licht einer Sonne, die sich verbirgt“ (56). Es ist wie die Ankündigung einer anderen „Sonne“, die sich offenbart.

Aus den Aufzeichnungen von *Bernadette* (Laurentin, Hundert Jahre, 1979, 8): Da „vernahm ich ein Geräusch wie einen Windstoß ... Die Bäume bewegten sich nicht. Ich fuhr fort, meine Schuhe auszuziehen. Ich hörte wieder dasselbe Geräusch. Ich hob den Kopf und sah zur Grotte“.

Werfel: „Ihr Blick bleibt an der Grotte hängen. Sturmgeschüttelt krümmt sich der Heckenrosenzweig unter der Nische in der vollkommenen Windstille (57) ... Atemlos starr verhält sich das sonst so zittrige Pappellaub. Sie dreht ihr Gesicht wieder der Grotte zu, die nicht weiter als zehn Schritt von ihrem Sitz entfernt liegt. Nun klammert sich auch die wilde Rose wieder regungslos an den Felsen. Wahrscheinlich war's eine Täuschung vorhin. Dies aber ist keine Täuschung. Denn Bernadette reibt

die Augen, schließt sie, öffnet sie, ... wohl zehnmal, und es bleibt trotzdem. Das Tageslicht ist bleiern nach wie vor“ (58). Werfel schreibt wie ein naher, stiller Beobachter Bernadettes, beschreibt im Präsens die Stimmung in der Natur, in die das Übernatürliche einbricht.

Bernadette: „Ich sah eine weißgekleidete Dame mit einem blauen Gürtel. Ich rieb mir die Augen.“

Werfel: „Nur in der spitzbogenförmigen Nische des Grottenfelsens verweilt ein tiefer Glanz, als sei die altgoldene Neige stärkster Sonnenstrahlung dort zurückgeblieben. In dieser Neige eines wogenden Lichtes steht jemand, der wie aus der Tiefe der Welt gerade hier an den Tag getreten ist ... Dieser Jemand ist durchaus kein ungenaues Gespenst, kein durchsichtiges Luftgebild, keine veränderliche Traumvision, sondern eine sehr junge Dame, fein und zierlich, sichtbar aus Fleisch und Blut, eher klein als groß, denn sie steht gelassen und ohne anzustoßen in dem engen Oval der Nische. Die sehr junge Dame ist nicht gewöhnlich, aber keineswegs unmodern gekleidet ... Da ist vor allem der lose, köstliche Schleiermantel, der vom Kopf bis zu den Knöcheln reicht, ... ein ziemlich breites blaues Gürtelband, locker unter der Brust geknotet, hängt bis über die Knie hinab ... Das Auffälligste aber bemerkt Bernadette zuletzt. Die junge Dame geht bloßfüßig ... Es sind völlig ungebrauchte Füße ... Das Verwunderlichste aber sind die goldenen Rosen, die über den Wurzeln der langen Zehen an beiden Füßen angebracht sind, man sieht nicht wie ... Zuerst empfindet Bernadette einen kurzen zuckenden Schreck und dann eine lange Furcht ... Später löst sich diese Furcht in etwas auf, wofür dieses Kind Bernadette keinen Begriff hat. Am ehesten könnte es Trost heißen oder Tröstung“(58 f.).

Wir sehen hier beispielhaft, wie Werfel dem Leser das Geschehen anschaulich zu machen versucht, die Empfindungen Bernadettes – aus auktorialer Sicht, das Aussehen der Dame, das sich an späteren Aussagen Bernadettes orientiert, wenn von ihr

genaue Beschreibungen verlangt wurden (so Estrade 1980, 35 f., z. B. die Dame habe wie ein Mädchen von 16 oder 17 Jahren ausgesehen).
Ich zitiere nun *Bernadettes Aufzeichnungen* bis zum Ende der ersten Erscheinung: „Ich rieb mir die Augen. Ich fuhr mit der Hand in meine Tasche. Dort fand ich meinen Rosenkranz vor. Ich versuchte mich zu bekreuzigen. Aber ich konnte es nicht. Da bekam ich Angst. Doch ich fasste mich. Die Erscheinung nahm den Rosenkranz, den sie zwischen den Fingern hielt. Sie machte das Kreuzzeichen. Ich versuchte es auch, diesmal gelang es mir. Kaum hatte ich das Kreuzzeichen gemacht, war meine Angst verschwunden. Ich kniete nieder, und ich betete den Rosenkranz in Anwesenheit dieser schönen Dame. Als ich beendet hatte, winkte sie mir, näher zu kommen. Ich wagte es aber nicht. Da verschwand sie."
Aus diesem eher kargen Bericht gestaltet *Werfel* eine detailreiche Geschichte (60-67), die sich erkennbar auch an den Aufzeichnungen von Estrade orientiert, der beteuert, er habe alles wohl hundertmal aus dem Mund Bernadettes vernommen (1980, 33). In dem Protokoll zur ersten Erscheinung sagt Bernadette aus, dass die Dame den Rosenkranz am rechten Arm trug; dass sie Bernadette ganz allein beten ließ, wohl aber die Perlen des Rosenkranzes durch ihre Finger glitten. Dabei habe sie die Aves nicht mitgesprochen, und nur am Ende jedes Gesätzes hätten sich ihre Lippen beim „Ehre sei dem Vater" bewegt (35).
Werfel beschreibt die Schönheit der Dame mit bewegenden Worten, eine Schönheit, die auf Bernadette große Macht ausübt. Sie ist entzückt, schaut und schaut. Durch vielerlei kleine Gesten hin und her entsteht eine engere Beziehung zwischen der Dame und Bernadette. Werfel lässt uns ihre Erwägungen wissen: Woher ist die Dame gekommen? Warum hat sie sich Massabielle, diesen verrufenen Ort ausgesucht? Zu Bernadettes vergeblichem Versuch, sich zu bekreuzigen, führt Werfel schließ-

lich aus: „... die Dame in der Nische hebt jetzt äußerst langsam, ja lehrhaft, die rechte Hand ... und schlägt über ihr ganzes Antlitz ein großes, beinah leuchtendes Kreuz, wie es Bernadette noch von keinem Menschen gesehen hat ... Dabei wird ihr Gesicht sehr ernst ... Bernadette hat bisher im Leben wie alle anderen Leute beim Bekreuzigen Stirn und Brust nur ungenau betupft. Jetzt aber fühlt sie von einer milden Gewalt ihre Hand ergriffen ... (sie) zeichnet dasselbe große und unaussprechlich vornehme Kreuz“ nun über Bernadette. – Augenzeugen berichten mit Ergriffenheit von diesem feierlichen Kreuzzeichen, das Maria Bernadette gelehrt hat (z. B. Couvent, 119).

Werfel fährt fort mit der Episode vom Rosenkranzgebet und berichtet, was der Rosenkranz für die Frauen von Lourdes bedeutet. Dann beschreibt er (nach Bernadettes späteren Ausführungen) den Rosenkranz der schönen Dame. Es ist „nicht der kümmerliche eines Tagelöhnerkindes, sondern eine lange Kette mit großen, schimmernden Perlen, die fast bis zur Erde reicht ... Am Ende der Schnur blitzt ein goldnes Kruzifix im wogenden Licht. Noch nie hat Bernadette ihren Rosenkranz so langsam hergesagt. Es ist gewiss ein starkes Mittel, die Dame festzuhalten“.

Durch Werfels Erzählung wird klar, dass Bernadette immer mehr in eine Ekstase sinkt, in der sie nur noch Schauen ist. Das Leben aller anderen Sinne hat sich zurückgezogen. Auf die Rufe der beiden anderen Mädchen reagiert sie nicht. Erst als ein Steinchen Bernadette trifft, nimmt sie wahr, dass die Dame verschwunden ist.

Übrigens hat Bernadette in ihrer Mundart oft nicht von der „Dame“ gesprochen, sondern von „Aqueró“ (dieses Etwas), was – wie Laurentin anmerkt (Hundert Jahre, 1979, 9) – im Mund Bernadettes ein respektvoller Ausdruck für ein Geheimnis ist, das man nicht beschreiben kann (so auch in Couvent, 22). In den Verhören, denen man sie unterzog, hat Bernadette immer widersprochen, wenn man ihr in den Mund legen woll-

te, ihr sei die Muttergottes erschienen – und das, obwohl schon bald ganz Lourdes und die Zeitungen offen von Marienerscheinungen sprachen, sei es aus Übereifer, sei es aus Spott (Laurentin, Hundert, 1979, 9). Kurz vor ihrem Tod – so bezeugt es eine ihrer Mitschwestern (Couvent, 115) – habe Bernadette gesagt: „Ich bin glücklich, meine Himmelsmutter wiederzusehen."

5. Maria: Aufträge und Botschaften für Bernadette

In diesem Kapitel kann ich nur noch auf zentrale Aussagen eingehen, was wohl auch hinreichend sein dürfte nach der inhaltlichen Skizze und den ausführlichen Darlegungen zur ersten Erscheinung. Bei allen weiteren Erscheinungen, die Werfel ausführlich schildert, sind Augenzeugen anwesend, aus deren Erfahrung Werfel Bernadettes Gesichtsausdruck, ihre Haltung und Gestik beschreibt. Und immer wieder versucht er zu erfassen, was Bernadette sieht und hört, indem er sich in sie hineinversetzt und sie mehr und mehr zum Spiegel Marias werden lässt.
Ein Beispiel: Bei der 2. Erscheinung erkennen die Mädchen, die Bernadette begleiten, dass sie in der Ekstase von der Außenwelt nicht mehr erreicht wird, dass ihr Gesicht sich so verändert hat, dass es nicht mehr das von Bernadette zu sein scheint, sondern das eines fremden Wesens, das mit unersättlichen Augen zur Nische empor starrt, das „Antlitz einer seligen Dulderin, das alle Leiden der Welt in sich vereinigt", ganz hingegeben und überlegen zugleich. Ihr Gesicht hat eine Leichenfarbe angenommen und ist von großer Schönheit (102 f.).
Wie bei jeder weiteren Erscheinung ist Maria schon da, wenn Bernadette kommt. Es ist Donnerstag, der 18. Februar, als Maria zum ersten Mal zu Bernadette spricht: „Wollen Sie mir die Güte erweisen, ... fünfzehn Tage (tatsächlich: 14 Tage) nacheinander hierher zu kommen." Und: „Ich kann nicht versprechen, Sie in dieser Welt glücklich zu machen, aber in jener."
Auf Nachfrage erklärt Bernadette, dass sie mit der Dame nicht

mit dem Mund spreche, sondern mit dem Herzen. Und dass die Dame „Sie“ zu ihr sagt, erstaunt sie und erfüllt sie mit einem „verwunderten Entzücken“ (123).
Die Haltung der Entrückten ist nie starr, sondern – wie Werfel es ausdrückt – die einer, die „einem Spiegelbild gleich, wiederholt, was sie sieht, dieses Nicken, dieses Lächeln, dieses Winken, dieses Händebreiten der Dame. Bernadette ist gewissermaßen das vollkommene Negativ der Unsichtbaren, die für die Menge dadurch an die Grenze des Sichtbaren gezogen wird“ (143 f.). Das Rosenkranzgebet der Menschen an der Grotte begleitet alle Erscheinungen und ist auch ein wichtiges Bindeglied zwischen Maria und Bernadette in der Ekstase, bis auf die letzte Erscheinung.
Während der 6. Erscheinung untersucht der Stadtarzt Dr. Dozous die Entrückte eingehend und kommt zu dem Urteil, sie sei keineswegs nervenkrank und täusche keine Halluzination vor. Noch in Trance habe Bernadette dreimal ein langgezogenes „Ja“ ausgesprochen. Als die Erscheinung beendet war, habe Bernadette heftig geweint. Auf die Frage Dr. Dozouz' nach dem Grund, habe sie geantwortet, die Dame habe so kummervoll geblickt und zu ihr gesagt: „Beten Sie doch für die Sünder.“ Inzwischen sind viele – außer Bernadette – der Überzeugung, es handele sich bei der Dame um die Allerseligste Jungfrau (152).
Beim Verhör durch den Polizeikommissar sagt Bernadette aus, die Dame habe ihr etwas gesagt, das nur für sie bestimmt sei und das sie nicht weitersagen dürfe – niemandem (174). Bernadette nimmt – gemäß den Dokumenten – ihre drei Geheimnisse mit ins Grab.
Bei der 7. Erscheinung fordert Maria über Bernadette eindringlich alle Menschen zur Buße und zum Gebet auf – für die Sünder und für die kranke Welt (194). Die Frommen an der Grotte tun das, indem sie Bernadette nachahmen – ihr Gebet und ihre Bußübungen (Knien auf den Steinen, tiefe Verbeugungen

usw.). Zum ersten Mal erteilt Maria der Seherin einen praktischen Auftrag: „Gehen Sie bitte zu den Priestern und sagen ihnen, dass man hier eine Kapelle erbauen soll.“ Und: „In Prozessionen möge man kommen.“ Bevor das geschieht, hat Bernadette einen langen Leidensweg zu gehen.
Am Donnerstag, 25. Februar, sind bereits rund 5 000 Menschen mit Bernadette an der Grotte. Die Seherin erhält von Maria den Auftrag, an die Quelle zu gehen, zu trinken und sich zu waschen. Es ist aber keine Quelle da. Bernadette irrt umher, bis Maria mit der Stelle einverstanden ist, an der Bernadette graben soll. Dann: „Essen Sie von den Pflanzen, die Sie dort finden!“ Die Beobachter sehen, wie Bernadette mit äußerster Selbstüberwindung und voller Ekel Wildpflanzen isst, den schlammigen Boden, den sie aufgegraben hat, in sich hineinwürgt, sich damit „wäscht“, d. h. beschmiert, und sich übergeben muss. Fast alle sind davon überzeugt, sie sei verrückt geworden (218-221). Wir wissen, dass am nächsten Tag aus dem Schlammloch die wunderkräftige Quelle entspringt und erste Heilungen geschehen.
Bei der letzten Erscheinung in dem von Maria erbetenen Zeitraum – Donnerstag, 4. März – sind etwa 20 000 Menschen zur Grotte gekommen und erwarten ein großes Wunder, obwohl sie davon in ihrem Glauben nicht mehr abhängen, nachdem erste Heilungen mit dem Quellwasser geschehen sind. Werfel: „Der kleinen Bernadette ist gelungen, was nur den allergrößten Dichtern gelingt: was durch des Himmels Gnade ihre Augen schauen, geht um in ihrem Volk als Wirklichkeit“ (278). Bernadette hat Angst, dies könne die letzte Begegnung mit ihrer „schönen Dame“ sein. Nach einer halben Stunde ist die Ekstase vorüber, und Bernadettes Antlitz „strahlt vor Glück“ (281). Die Dame wird wiederkommen. Wann? Sie wird es Bernadette wissen lassen. Erst auf Befragung hin sagt sie, die Dame habe ihren Namen genannt: „Que soy era immaculada councepciou“ (283). – Ich bin die Unbefleckte Empfängnis. Sie habe –

so Bernadette – diese Worte, die sie nicht verstehen konnte, auf dem Heimweg ständig wiederholt, um sie nicht zu vergessen.
Ich kann es nicht erklären, aus welchem Grund Werfel diese Namensnennung auf den 4. März vorverlegt. Tatsächlich ist das am 25. März, am Fest der Verkündigung des Herrn, geschehen. Stattdessen erzählt Werfel für den 25. März von Dr. Dozous, der bei dieser Vision feststellt, dass Bernadette in Trance 10 Minuten lang von der Kerzenflamme, die ihre Hand direkt umspielt, nichts spürt, dass sie offensichtlich keine Schmerzen empfindet und keine Verbrennungen erleidet, aber nach dem Ende der Trance bei der Annäherung einer Kerzenflamme aufschreit (309).
Nach all seinen Zweifeln findet Dechant Peyramale zum Glauben: „ ... dass ich in Bernadette Soubirous wirklich eine Begnadete und eine Wundertäterin sehe“ (323).
Die 18. und letzte Erscheinung am Freitag, 16. Juli: Bernadette sinkt am Ufer in die Knie, an derselben Stelle wie bei ihrer ersten Vision. Da die Grotte verbarrikadiert ist, steht Maria nun erstmals auf ebenem Boden vor der Grotte, damit Bernadette sie sehen kann. Als sie den Rosenkranz aus ihrem Beutel holen will, schüttelt die Dame kaum merklich den Kopf (Werfel „sieht“ gleichsam mit Bernadettes Augen.). „Es ist die Zeit gekommen, zu schauen und nur zu schauen.“ Ist es das letzte Mal? Die Dame antwortet darauf nicht, aber ihr Lächeln wird noch froher, aufmunternder – als wolle sie sagen: „Das letzte Mal ist etwas, was unsereins nicht versteht. Wir müssen einen längeren Abschied nehmen heut, gewiss, aber ich bleibe in der Welt und Sie bleiben in der Welt“ (337). Da gibt Bernadette ihr Fragen auf und „versinkt in Schauen“. Der Abschied des Abendlichts nimmt Marias Abschied von Bernadette in sich auf. Als Bernadette kaum noch etwas sieht, “„und die Gestalt nur mehr ein unbestimmtes Leuchten ist, beginnt die Dame zu gehen. Sehr langsam und ohne sich von dem Mädchen abzukehren“ (338).

Zusammenfassend lässt sich wohl sagen: Maria geht es in ihrer Botschaft von Lourdes vordringlich um das Heil von an Seele und Leib kranken Menschen. Es sind in Lourdes rund 7 000 Heilungen dokumentiert und bisher 69 von der Kirche als Wunder anerkannt (Garcia), darunter auch die Heilung einer deutschen Frau 1950 in Lourdes: Thea Angele aus Tettnang am Bodensee (Christian, 166-178).
Es gäbe noch vieles zu berichten über die Zeit nach den Erscheinungen, in der Bernadette so viel zu leiden hat, auch als Ordensfrau in Nevers, und wie sie immer wieder beteuert, dass sie die Wahrheit gesagt hat (z. B. 526 f.). Was wäre nicht alles über die Wunderheilungen in Lourdes zu sagen und darüber, wie Werfel davon erzählt. Ich hätte gern über einige Gestalten und deren Entwicklung im Roman berichtet, vor allem über Sr. Marie Thérèse Vaudouz, den Dechanten Peyramale oder den Schriftsteller Lafite. Das war nicht möglich, wenn ich einen vernünftigen Zeitrahmen einhalten wollte.

Nur noch zwei Schlussgedanken:

Der Lehrer Clarens, Heimatforscher aus Leidenschaft, hat – so erzählt Werfel – in einer der Grotten einen Stein mit dem Stadtwappen von Lourdes, wohl aus dem frühen 16. Jahrhundert, gefunden: Über der Burg schwebt ein Adler mit einem Fisch im Schnabel. Die Türme zeigten reine maurische Architektur. Damals sei der Name von Lourdes „Miriam–Bell“ gewesen (also „Maria, die Schöne“). Der Fisch sei – wie Clarens meint – nichts anderes als das Christuszeichen, das über die frisch für Maria eroberte Burg abgeworfen wird – „wie überall im Lande das marianische Prinzip …“ Clarens fügt hinzu, dass selbst der Gave in seinem Namen ja das Ave umschließe (36).
Ganz zum Schluss: Bischof (em.) Walter Mixa berichtet von einer Fahne, welche die Pilger des ersten Pilgerzugs aus Deutschland nach Lourdes 1875 mit sich geführt und zurückgelassen haben. Sie trägt die Aufschrift: „Die Katholiken

Deutschlands bitten um den mütterlichen Schutz für Kirche und Vaterland. Königin des Friedens, bitte für uns“ (in Hauke, 209). Diese Fahne ist noch immer in Lourdes zu sehen.

Literatur

Werfel, Franz: Das Lied von Bernadette, Roman, Fischer (9462), Frankf. a.M., (14) 2013.

Auclair, Marcelle: Bernadette. Das Mädchen von Lourdes, Herder, Freiburg 1975.

Barbet, Jean: Die über alles schöne Frau. Die wahre Geschichte der heiligen Bernadette nach den ersten authentischen Augenzeugenberichten, Christiana, Stein a.Rh., 1979.

Christian, Walter: Ein Rätsel namens Lourdes, Derscheider, Much, o.J.

Couvent Saint Gildard (Hg.): Bernadette sagte ..., Nevers, 1986.

Estrade, Jean B.: Die Erscheinungen in Lourdes, Schnell & Steiner, 1980.
drs.: Bernadette, die Begnadete von Lourdes, Johannes, Leutesdorf, (10) 1984.

Garcia, José: Die Erscheinungen von Lourdes (zur Neuverfilmung von Werfels Roman), Die Tagespost, 8.12.2016, S. 11.

Guynot, Ernest: Bernadette in Nevers, Johannes, Leutesdorf, (3) 1984.

Hauke, Manfred: Nicht blind, sondern begründet glauben. Wie verschiedene Kriterien helfen, die Glaubwürdigkeit einer Erscheinung ... zu beurteilen, Die Tagespost, 14.02.2017, S.7.

Läpple, Alfred: Die Wunder von Lourdes. Berichte, Tatsachen, Beweise, Pattloch, Augsburg, 1995.

Laurentin, René: Hundert Jahre Bernadette, Fete et Saisons, Magazine mensuel Comm. Paritaire Nr. 57121, 1979.

drs.: Das Leben der Bernadette. Die Heilige von Lourdes, Patmos, Düsseldorf, 1979.
Matt, Leonhard von / Francis Trochu: Bernadette Soubirous, Echter, Würzburg, 1956.
Mixa, Walter: Die internationale Soldatenwallfahrt nach Lourdes ... In: Manfred Hauke (Hg.): Maria als Patronin Europas, Mariologische Studien, Bd. XX, Regensburg, 2009, S. 205 ff.
Roth, Anna: Maria – Immaculata conceptio, In: German Rovira / Gerhard Winkler (Hg.): Sitz der Weisheit, Mariologisches Jahrbuch, 20. Jg., 1/2016, FE-Medien, Kißlegg.
Theillier, Patrick: Lourdes – wenn man von Wundern spricht, Sankt Ulrich, Augsburg, 2003.
Zehnder, Josef Niklaus: Dr. Alexis Carrels denkwürdige Reise nach Lourdes. Das große Licht im Leben eines Nobelpreisträgers, Miriam, Jestetten, 1992.

Franz Werfel – Lebensdaten

1890	geboren in Prag; Sohn deutsch-böhmischer Juden
1912-15	Verlagslektor
1915-17	Kriegsdienst
1920	Heirat mit Alma Mahler
1938	Exil in Südfrankreich
1940	Zuflucht in Lourdes und Flucht in die USA Kalifornien
1941	amerikanischer Staatsbürger
1945	Tod
1947	Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof reserviert
1975	Überführung der sterblichen Überreste nach Wien
2006	posthume Verleihung der armenischen Staatsbürgerschaft (Die vierzig Tage ...)

Franz Werfel – Ausgewählte Werke

1911-28	Gedichtbände
1924	Verdi. Roman einer Oper
1933	Die vierzig Tage des Musa Dagh (Völkermord an den Armeniern)
1941	Das Lied von Bernadette
1945	Stern der Ungeborenen

Bernadette Soubirous – Lebensdaten

1844	am 7. Januar Geburt in Lourdes
1844-46	bei der Pflegemutter in Bartrès
1855	schwere Erkrankung (Asthma)
1855-56	Dienstmädchen bei ihrer Patin
1857	nach Bartrès als Hirtin und Kindermädchen
1858	im Januar zurück nach Lourdes (Vorbereitung auf die Erstkommunion) vom 11. Februar bis 16. Juli – insgesamt 18 Marienerscheinungen
1860	zu den Schwestern von Nevers in Lourdes
1864	am 4. April Entschluss Bernadettes, Ordensschwester zu werden am 4. Juli Aufbruch nach Nevers am 25. Oktober Ordensgelübde (in articulo mortis)
1867	am 30. Oktober Wiederholung der Ordensgelübde, Dienst als Krankenschwester
1873	Sakristanin
1879	am 16. April Tod

Mit Maria durch das Kirchenjahr

Ludwig Gschwind

Wenn wir mit Maria durch das Kirchenjahr gehen wollen, dann können wir nicht am 1. Januar beginnen, sondern müssen mit dem 1. Adventssonntag anfangen. Der Advent ist eine marianische Zeit, das macht nicht nur das Hochfest der Unbefleckten Empfängnis Mariens deutlich, sondern auch das im Advent beheimatete Brauchtum.

Advent und Weihnachten

In nicht wenigen Pfarreien sind es die Mädchengruppen, die den Brauch des Marientragens pflegen. Eine Marienfigur wird mitgetragen, die dann zu einer Familie gebracht wird: Man betet und singt. Am folgenden Tag wird die Madonna wieder abgeholt und zu eine anderen Familie gebracht. Landauf und landab singen Volksliedgruppen adventliche Weisen, die immer auch einen marianischen Charakter haben und das Fest der Geburt Christi vorbereiten helfen. Man sollte freilich auch bei kirchlichen Veranstaltungen darauf achten, welchen Charakter der Advent hat. Advent ist nicht Weihnachten, deshalb haben Weihnachtslieder in dieser Zeit noch nichts zu suchen. Die im Advent stattfindenden Vereinsfeiern nennen sich häufig

„Weihnachtsfeiern“. Man bekommt dort höchst selten Adventslieder zu hören, sondern von „O du fröhliche“ bis „Stille Nacht“ ist alles geboten. Wer irgendwo Verantwortung für solche Feiern trägt, sollte dem entgegensteuern. Ich habe damit gute Erfahrungen gemacht und sehr niveauvolle Adventsfeiern der Vereine erlebt.
In vielen Kirchen finden im Advent Kirchenkonzerte statt. Es ist auffallend, dass sie oft mit zahlreichen weihnachtlichen Weisen ihr sparsames adventliches Repertoire ergänzen. Hier korrigierend einzugreifen, ist nicht ganz einfach und birgt Konfliktstoff, den man sich vor Weihnachten nicht unbedingt wünscht. In den Krippenspielen wird durch die Herbergsuche die ganze Dramatik der Geburt Jesu nachempfunden. Der Stall von Bethlehem, in dem Maria und Josef schließlich unterkommen. Hier wird der Heiland geboren. Eine Fülle von Weihnachtsliedern besingen das Geschehen der Heiligen Nacht. Die Maler aller Jahrhunderte haben in das Zentrum ihrer Bilder die Mutter und das Kind gerückt. Mutter und Kind. Maria und Jesus gehören aufs engste zusammen, deshalb feiert die Kirche acht Tage nach Weihnachten das Hochfest der Gottesmutter Maria. Es ist gleichzeitig Neujahr und der Welttag für den Frieden. Untergegangen, und erst jüngst wieder liturgisch bedacht, ist das Fest des Namens Jesu. Erstaunlicherweise sind Gottesdienste an Silvester besser besucht als an Neujahr, und Kinder, denen man eine Christmette in der Heiligen Nacht nicht zumuten kann, dürfen an Silvester bis nach Mitternacht aufbleiben.
Die Weihnachtszeit ist die Zeit der Krippen. Vollständig sind sie erst am Fest der Epiphanie, wenn die heiligen Dreikönige mit ihrem Gefolge beim Kind in der Krippe erscheinen. Viele Pfarreien sind nach dem 6. Januar unterwegs zu Krippenfahrten, allerdings müssen manche erleben, dass nicht nur die Christbäume nach dem 13. Januar aus den Kirchen verschwunden sind, sondern auch die Krippen. Das ist natürlich liturgisch korrekt, aber mehr als bedauerlich. Die 40 Tage der Weih-

nachtszeit bis zu Mariä Lichtmess waren sehr sinnvoll. Nicht nur, das man so lange noch die Weihnachtslieder beim Gottesdienst singen konnte, sondern auch die Krippe ihren Platz in Kirche und Familie hatte.
Der 2. Februar heißt im kirchlichen Kalender „Fest der Darstellung des Herrn“, aber alle sprechen von „Mariä Lichtmess“. An diesem Tag werden die Kerzen geweiht. Er war zumindest in Bayern bis 1918 immer ein Feiertag, an dem die Dienstboten entweder die Stelle gewechselt haben oder ein weiteres Jahr auf dem Bauernhof blieben. Knechte und Mägde erhielten geweihte Kerzen als Geschenk. In Anlehnung an den Gang Mariens zum Tempel, um das Reinigungsopfer darzubringen, bestand früher der Brauch, dass die Mütter nach der Geburt „ausgesegnet“ wurden. In manchen Kirchen ging man zu diesem Segen an den Marienaltar, den man dann auch als den „Kindsbett-Altar“ bezeichnete.

Mariä Verkündigung

Das nächste Hochfest mit marianischem Charakter ist der 25. März, neun Monate vor Weihnachten: „Verkündigung des Herrn“ steht im liturgischen Kalender zu lesen, aber alle sprechen vom Fest „Mariae Verkündigung“. Kaiser Karl der Große maß diesem Fest eine so große Bedeutung bei, dass er mit diesem Tag das Neue Jahr beginnen wollte. Mit Recht empfand er diesen Tag als den entscheidenden Tag der Weltgeschichte. Das Ja Marias steht am Beginn der Menschwerdung des Gottessohnes und damit am Beginn der Erlösung. Jeden Tag erinnern uns drei Mal die Glocken an dieses Ereignis und laden zum Gebet des „Englischen Grußes“ ein. „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft und sie empfing vom Heiligen Geist … Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Die Glocken läuten, aber viele wissen wohl nicht mehr, dass sie uns zum Beten einladen. Wenn in islamischen Ländern der Muezzin vom Minarett der Moschee aus per Laut-

sprecher zum Gebet aufruft, steht der Verkehr still. Die Muslime rollen ihre Gebetsteppiche aus und verrichten Mekka zugewandt ihr Gebet. Christen rufen die Glocken drei Mal am Tag zum Gebet und was geschieht? Mit dem Fest Mariae Verkündigung konnte man, als es noch kein elektrisches Licht gab, auf die Kerzen verzichten. Man freute sich über die längeren Tage und dass die Schwalben wieder heimkehren.

Marienmonat Mai

Der ganze Monat Mai ist ein Marienmonat. Die Maiandachten haben seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Herzen der Menschen erobert. Das lag nicht zuletzt an den Marienliedern, die in dieser Zeit gedichtet wurden. Ihre innigen Melodien, die spätere Generationen als kitschig diffamierten, haben einen wesentlichen Anteil daran gehabt. Allein Guido Görres hat etwa 40 Marienlieder gedichtet, die von renommierten Komponisten vertont wurden. Wenige seiner Lieder haben sämtliche Reformen überlebt, aber selbst bei diesen heißt es in der Textangabe: „Verfasser unbekannt“. Etwa bei dem Lied „Maria Maienkönigin“. Manche seiner Lieder stehen zwar nicht im „Gotteslob“, aber sie haben in den Pfarreien überlebt und werden von Alt und Jung begeistert gesungen. Ich denke hier an das Lied „O blicke mild hernieder“. Auch dort, wo es noch einen Kirchenchor gibt, erhalten die Maiandachten einen besonderen Glanz. Dazu tragen auch die Erstkommunikanten bei. Der 1. Mai ist ja eigentlich kein kirchlicher Feiertag. Er wird häufig für Ausflüge genutzt, aber das sollte uns nicht hindern, ihn auch kirchlich zu begehen, gerade bei uns in Bayern. Die Verehrung der Gottesmutter als Schutzfrau Bayerns, als Patrona Bavariae, hat eine lange Tradition. Als während des 30jährigen Krieges die Schweden bis nach Bayern vorstießen, konnte das Allerschlimmste noch abgewendet werden. Zum Dank errichtete Kurfürst Maximilian die Mariensäule in der Mitte Münchens und der Mitte seines Fürstentums mit der Bitte, Ma-

ria möge „Land und Fürst, Hab und Gut, und auch die Religion den Bayern bewahren“. Das war in diesen stürmischen Zeiten der Auseinandersetzung mit den Protestanten keine ungewöhnliche Bitte. Zum 1. Mai gehören deshalb nicht nur der Maibaum und der Maiausflug, sondern auch die erste Maiandacht. Früher war die tägliche Maiandacht üblich. Das hat sich völlig verändert. An die Stelle der abendlichen Maiandachten sind die Abendmessen getreten, so dass häufig nur noch am Sonntag eine Maiandacht stattfindet. Früher war es Kindern eine Freude, zu Hause einen Mai-Altar zu schmücken. Ein Marienbild wurde mit Blumen geschmückt, so dass man selber eine Andacht halten konnte. Man kann auch erleben, dass Kinder, angeregt durch Eltern oder Großeltern, Blumen zu einem Bildstock bringen, um auf diese Weise ihre Liebe zur Gottesmutter zu zeigen.

Im Mai werden nicht nur die Ausflüge gemacht, sondern in diesem Monat beginnen auch die Wallfahrten. Sie haben häufig marianische Gnadenorte zum Ziel. Zu Fuß, mit dem Auto, dem Omnibus oder Flugzeug machen sich gläubige Menschen auf den Weg. Sie pilgern nach Fatima und Lourdes, nach Altötting und Maria Zell, nach Maria Einsiedeln oder Maria Vesperbild, um nur einige Ziele zu nennen. Ich denke an die Fußwallfahrt von Ziemetshausen ins Ettal, bei der die Pilger acht Tage lang betend und singend unterwegs sind. Das sind echte Glaubensdemonstrationen, die von der Öffentlichkeit viel zu wenig wahrgenommen werden. Wenn ein paar Randalierer sich unmöglich aufführen, dann bringt die Zeitungsredaktion einen Bericht, der Rundfunk eine Nachricht und das Fernsehen bemüht sich um passende Bilder. Allerdings, wer einmal eine solche Fußwallfahrt mitgemacht hat, der ist von der Atmosphäre begeistert. Er erzählt im Freundeskreis davon und kündigt bereits an, dass er im nächsten Jahr wieder mitmachen wird. Das steckt an. Die Fußwallfahrten erfahren deshalb steigende Teilnehmerzahlen und stellen die Organisatoren nicht selten vor eine große Herausforderung. Die Wallfahrten haben eine lange

Tradition, aber sie wurden sowohl von staatlicher wie von kirchlicher Seite nicht so gerne gesehen, zeitweise sogar verboten. Das führte gerade nach der Säkularisation zum Ende zahlreicher Wallfahrten. Zeugen ihrer einstigen Bedeutung sind herrlich ausgestattete Kirchen.

Mariä Heimsuchung

Die Samstage des Kirchenjahres sind bevorzugte Marientage, so schließt sich im Juni an das Herz Jesu Fest am darauffolgenden Samstag das Fest des Unbefleckten Herzens Mariä an. Die Verehrung der beiden Herzen hat ihren Ursprung in der Herz-Jesu-Mystik. Die Darstellung der beiden Herzen können wir nicht nur in Kirchen der Barockzeit und des 19. Jahrhunderts finden, sondern sie hielten auch Einzug in die Wohnungen, verbunden mit der Bitte: Bilde unser Herz nach deinem Herzen. Dass die Samstage des Kirchenjahres Marientage sind, dürfte weithin in Vergessenheit geraten sein, seit am Samstagmorgen mit Blick auf die Vorabendmesse kein Gottesdienst stattfindet. Zwar hat die Liturgiereform das Fest „Mariä Heimsuchung“ auf den 31. Mai verlegt, weil man nicht wenige Tage nach der Geburt Johannes des Täufers an ein Ereignis erinnern wollte, das drei Monate vorher stattfindet. Aber „Mariä Heimsuchung“ ist so fest mit dem 2. Juli verbunden, dass sich diese Verschiebung nicht durchsetzen konnte. Da würde auch die alte Bauernregel nicht mehr zutreffen: Wie Maria übers Gebirge geht, so kommt sie auch wieder herüber. Mit anderen Worten: Scheint am 2. Juli die Sonne, so bleibt es einige Wochen schön, regnet es aber, dann kann man mit anhaltendem Regen rechnen. Zur Abwehr von Blitzeinschlägen werden am Fest „Mariä Heimsuchung“ Haselnusszweige an die Fenster gehängt. Pfarreien, die an diesem Tag ihr Patrozinium begehen, verteilen gesegnete „Marienschnecken“, wohlschmeckende Backwaren in Schneckenform.

Im Juli, genauer am 16. Juli, begeht die Kirche das Fest von Maria auf dem Berg Karmel, das sogenannte Skapulierfest. Es geht zurück auf eine Vision des heiligen Simon Stock vom Orden der Karmeliten. Ihm reichte die Muttergottes ein Skapulier mit dem Versprechen, dass jeder, der es trage, unter ihrem besonderen Schutz stehe. Bei dem Skapulier handelt es sich um zwei Stückchen Stoff, auf die das Bild Marias eingedrückt ist. Man trägt es an einer Schnur um den Hals. Die Mitglieder der Skapulierbruderschaften verpflichten sich zu bestimmten Gebeten und zu einem religiösen Leben.

Mariä Himmelfahrt

Der 15. August, das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel mit Leib und Seele, bedeutet einen besonderen Höhepunkt unter den Marienfesten des Kirchenjahres. Der Sommer hat seinen Höhepunkt erreicht. Die Blumen stehen in voller Blüte. Die Kräuter entfalten ihre volle Kraft. Blumen und Kräuter werden deshalb an diesem Festtag zu Kräuterbüscheln gebunden und zur Kirche gebracht, um dort den Segen zu erhalten. Manche Kräuterbüschel sind wahre Kunstwerke. Was in einen Kräuterbüschel hineingehört, wird von Generation zu Generation weitergegeben. Dabei spielen die Zahlen eine große Rolle. Der kleinste Kräuterbüschel umfasst sieben Blumen und Kräuter, der größte 99. Was gehört in einen solchen Kräuterbüschel? Alant, echtes Johanniskraut, Wermut, Beifuß, Rainfarn, Schafgarbe, Königskerze, Kamille, Thymian, Baldrian, Eisenkraut und Getreidesorten. Das waren jetzt zwölf, auch das ist eine heilige Zahl. Der gesegnete Kräuterbüschel erhält seinen Platz dann im Herrgottswinkel oder auch im Dachstuhl. Dass Blumen und Kräuter an Mariä Himmelfahrt gesegnet werden, hängt mit der Legende zusammen, dass sich, als Maria in den Himmel aufgenommen wurde, von dem Grab ein wunderbarer Duft ausbreitete, der von den Blumen herrührte, die das Grab füllten. Eine weitere Legende berichtet, Maria habe einen Gür-

tel zurückgelassen, um dem zweifelnden Apostel Thomas zum Glauben an ihre Aufnahme in den Himmel mit Leib und Seele zu verhelfen. Die Gürtelbruderschaften berufen sich auf diese Legende. Es sind dies marianische Gebetsgemeinschaften.

Marientage im September

Das Fest Mariä Himmelfahrt steht am Anfang des sogenannten „Frauendreißigers", der vom 15. August bis zum 15. September dauert. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil begeht die Kirche das Fest „Maria Königin" am 22. August, also acht Tage nach Mariä Himmelfahrt. Am 8. September ist dann Mariä Geburt. Es ist einer der wenigen Geburtstage, die von der Kirche gefeiert werden. Er ist genau neun Monate nach dem Fest der Unbefleckten Empfängnis Mariens. Mit Mariä Geburt verbindet sich der Herbstanfang. An Mariä Geburt fliegen die Schwalben furt. Wenige Tage später folgt das Fest Mariä Namen am 12. September. Es ist der gemeinsame Name aller Ordensfrauen. Als Zweitnamen finden wir den Namen seit der Zeit der katholischen Erneuerung auch bei Männern wie etwa bei Rainer Maria Rilke, Oskar Maria Graf, Klemens Maria Hofbauer, Johannes Maria Vianney, Antonius Maria Claret, Ludwig Maria Grignion de Montfort, um nur einige zu nennen. „Mit Mariä Namen sagt der Sommer Amen", weiß eine alte Volksweisheit. Ab diesem Tag durften die Armen eines Ortes das auf den Feldern liegengebliebene Korn einsammeln.
Am 15. September, einen Tag nach Kreuzerhöhung, begeht die Kirche das Fest der Schmerzen Mariens. Dieser Gedenktag wurde früher am Freitag nach dem Passionssonntag als sogenannter „Schmerzensfreitag" begangen. Er war in vielen Pfarreien der Tag der weiblichen Osterbeichte. In manchen Pfarreien war es der Tag der Ersten Heiligen Kommunion so etwa in Thannhausen, wie Christoph von Schmid in seinen Erinnerungen berichtet. Im 19.Jahrhundert wurde aber dann der Weiße

Sonntag, der Sonntag nach Ostern, allgemein der Tag der Erstkommunion. Inzwischen findet auch wieder ein Wandel statt. Das Bild der Schmerzensmutter treffen wir in vielen katholischen Kirchen an. Es ist ein Trostbild. Auch zahlreiche Wallfahrtsorte haben als Gnadenbild Maria mit dem toten Sohn auf dem Schoß. Maria Vesperbild ist dabei einer der bekanntesten Wallfahrtsorte in der Diözese Augsburg .

Der Rosenkranzmonat Oktober

Am 7. Oktober ist das Rosenkranzfest, aber bereits am 1. Oktober beginnt der Rosenkranzmonat, in dem täglich der Rosenkranz in den Pfarrkirchen gebetet wird. Der Rosenkranz gehört immer noch zur Ausstattung eines Erstkommunikanten. Es wäre natürlich wichtig, dass die Kinder auch den Rosenkranz beten lernen. Es soll gar nicht so selten sein, dass manche Schüler in der dritten Klasse noch kein „Gegrüßet seist du, Maria“ und „Ehre sei dem Vater“ beten können, vom Glaubensbekenntnis ganz zu schweigen. Hier haben wir einen pädagogischen Nachholbedarf. Die Kinder von Fatima konnten jedenfalls den Rosenkranz beten, auch Bernadette in Lourdes. In der Regel werden die drei Rosenkränze gebetet: der freudenreiche, der schmerzhafte und der glorreiche Rosenkranz. Am Montag trifft es den freudenreichen, am Dienstag den schmerzhaften, am Mittwoch den glorreichen Rosenkranz. Am Donnerstag betet man den freudenreichen, am Freitag den schmerzhaften und am Samstag den glorreichen Rosenkranz. Am Sonntag wird immer der glorreiche Rosenkranz gebetet. In Pfarreien, in denen der „lichtreiche Rosenkranz“, den Papst Johannes Paul II. empfohlen hat, gepflegt wird, hat er seinen Platz am Donnerstag. Über den Rosenkranzmonat hinaus wird dann noch im Allerseelenmonat November acht Tage der Allerseelenrosenkranz gebetet. Das ist der schmerzhafte Rosenkranz, bei dem jedes Geheimnis mit dem Gebet: „O Herr, gib ihnen die ewige Ruhe …“ geschlossen wird. Auch bei Sterbefällen ist es häufig üblich, an

mehreren Tagen miteinander für den Verstorbenen den Rosenkranz zu beten. Von diesem gemeinsamen Beten geht ein großer Trost aus. Man geht an der Hand Mariens den Leidensweg Jesu mit.

Weitere Mariengedenktage

Das letzte Marienfest des Kirchenjahres ist der Gedenktag „Unserer Lieben Frau von Jerusalem“ besser bekannt unter dem Namen „Mariä Opferung“. Seinen Ursprung hat dieser Gedenktag in dem Bericht des apokryphen Jakobusevangeliums, wo berichtet wird, dass die Eltern Marias, Joachim und Anna, ihr Kind im Alter von drei Jahren zum Tempel gebracht haben, damit es hier im Heiligtum lebe und ausgebildet wird. Zahlreiche Kirchen sind auf diesen Titel geweiht. Man hat das Patronat wohl auch deshalb gewählt, weil man im November eher Zeit zum Feiern hat.
Jetzt haben wir einen kleinen Gang durch das Kirchenjahr gemacht. Manches müsste noch erwähnt werden. Etwa der 11. Februar, der Gedenktag „Unserer Lieben Frau von Lourdes“. Unzählige Lourdesgrotten zeugen von der Verehrung der Gottesmutter; oder der 13. Mai, der Gedenktag „Unserer Lieben Frau von Fatima“. An wie vielen Wallfahrtsorten werden Monat für Monat Fatimatage gehalten, bei denen in den Nöten unserer Zeit gebetet wird und in Predigten der Glaube Stärkung erfährt. Das Fatimagebet wird von unzähligen Rosenkranzbetern verrichtet. Es gehört inzwischen zum Gebetsschatz gläubiger Menschen. Wenn man an den 15. August denkt, könnte man angesichts der vielen Lichterprozessionen am Abend dieses Festtages von einer Massendemonstration zu Ehren der Gottesmutter sprechen, die nur einen Wunsch hat, dass wir Gott immer inniger lieben, auf Jesus hören und seinem Beispiel folgen, um schließlich zur ewigen Seligkeit zu gelangen.

Der Rosenkranz und seine zeitliche Wirkung

Aussagen des Lehramts und weiterführende Erwägungen anhand einer Anregung Kardinal Leo Scheffczyks

P. Johannes Nebel FSO

Einleitung

Über das Rosenkranzgebet nachzudenken,[*)] ist in diesem Jahr aktueller denn je. Hundert Jahre sind vergangen, seit Maria sich in Fatima als Rosenkranzkönigin offenbart hat. Die Botschaft der sechs Marienerscheinungen durchzieht der Aufruf, täglich den Rosenkranz zu beten und dadurch das Ende des Ersten Weltkrieges zu erflehen. Allein dies ist bemerkenswert, weil das Ende eines Krieges zwar hintergründig auch ein geistliches, vordergründig aber zunächst einmal ein innerweltliches Anliegen ist. Gebet und Wirksamkeit des Rosenkranzes werden somit von der Gottesmutter selbst in direkten Bezug zur aktuellen Zeitlage gebracht.

[*)] Eine ausführlichere wissenschaftliche Ausarbeitung dieses Beitrages ist in Vorbereitung; ins Auge gefasst wird eine Publikation im Jahrgang 2018 der Zeitschrift „Forum katholische Theologie“.

Die Zeitlage, in der wir stehen, kennt viele Faktoren, die uns zur Befürchtung einer bedrohlichen Zukunft veranlassen können. Zu wachsenden gesellschaftlichen Instabilitäten aller Art tritt vor allem auch die stetig zunehmende Herausforderung durch den Islam. Dies soll jetzt nicht weiter entfaltet werden. Vielmehr wollen wir anknüpfen an der genannten Aufforderung Marias in Fatima, den Rosenkranz für den Frieden in der Welt zu beten. Diese Aufforderung stellt eine spezifische Dimension der Theologie des Rosenkranzes ins Zentrum, nämlich die fürbittende Kraft, die Wirksamkeit. Hierbei ist aber nicht in erster Linie jener Einfluss gemeint, den das Rosenkranzbeten auf die Beter selbst hat, auch nicht in erster Linie jene Verdienstlichkeit, die auf den Lohn des ewigen Heiles verweist, sondern die Auswirkung auf die Weltlage. Zugleich geht es nicht einfach darum, welcher Segen der Marienverehrung im Allgemeinen zukommt; nicht die Person der Gottesmutter für sich genommen steht im Zentrum der Frage. Ganz präzise müssen wir den Fragepunkt vielmehr darauf festlegen, welche Weltwirkung spezifisch dem Rosenkranzgebet eigen ist.

1. Die Frage nach der Wirkmacht des Rosenkranzes in der neueren Theologie

Vorweg ist dazu erwähnenswert, dass dieser exakte Fragepunkt vielfach unbeachtet bleibt. Innerhalb der Beiträge über den Rosenkranz findet sich diese Fragestellung beispielsweise in keiner der drei Ausgaben des „*Lexikon für Theologie und Kirche*“, auch nicht im „*Marienlexikon*“, und auch nicht in dem „*Nuovo Dizionario di Mariologia*“. Auch große Theologen wie Hans Urs von Balthasar, Karl Rahner oder Joseph Ratzinger scheinen diesen Aspekt nicht näher behandelt zu haben. Romano Guardini hält immerhin fest: „Der Rosenkranz ist eine uralte Andacht, die einen unabsehlichen Einfluss ausgeübt hat.“[1] Dies

[1] Guardini, *Der Rosenkranz unserer Lieben Frau*, Würzburg 1940, 8.

bezieht Guardini dann aber auf die Wirkung dieses Gebetes auf den Beter selbst.

Umso bemerkenswerter ist, dass Kardinal Scheffczyk in seinem schönen Marienbuch „*Maria. Mutter und Gefährtin Christi*“ – nach einem kurzen historischen Abriss – genau diese Frage nach der fürbittenden Weltwirkung des Rosenkranzes an den Beginn seiner näheren Erörterung stellt, wenn er schreibt:

> „Die *aus diesem privat und öffentlich geübten Gebet erwachsene religiöse Kraft* stellt ein glanzvolles Phänomen in der katholischen Frömmigkeitsgeschichte dar, das aus äußeren Gründen allein nicht zu erklären ist. So ist man auch hier gehalten, auf *das Wesen und die innere Struktur* dieser Gebetsform zu achten, die wiederum eine *tiefe innere Verquickung von Christusverehrung und Marienfrömmigkeit* zeigt, so dass sich zuletzt die *geschichtliche Wirkmacht* dieses Gebetes gerade wieder aus dieser Verbindung erklären lässt.“[2]

Scheffczyk spürt also, dass gerade die Frage nach der Wirkmacht dazu veranlasst, über „das Wesen und die innere Struktur“ des Rosenkranzes nachzudenken. Das ist argumentativ bemerkenswert, ebenso die damit verbundene weit nach vorne weisende Intuition, die Wirkmacht des Rosenkranzgebetes genauerhin der „innere[n] Verquickung von Christusverehrung und Marienfrömmigkeit“ zuzuschreiben. Die Aussageabsicht der im weiteren Verlauf versuchten theologischen Erwägung zum Rosenkranz besteht darin, Scheffczyks Intuition bis in die letzte Konsequenz zu Ende zu denken. Denn Scheffczyk lässt es bei diesen äußerst knappen Andeutungen bewenden, und im Folgenden werden wir sehen, dass auch lehramtliche Stellungnahmen die letzte gedankliche Synthese, auf die diese Intuition hinausläuft, noch nicht erreichen.

---

[2] L. Scheffczyk, *Maria. Mutter und Gefährtin Christi*, Augsburg 2003, 240f. (Hervorhebungen von J.N.).

2. Die Wirkmacht des Rosenkranzes in lehramtlicher Bezeugung

Dem insgesamt spärlichen Befund bei den Theologen darf aber entgegengehalten werden, dass die Bezeugung der Fatimabotschaft, vom Rosenkranz gehe eine segensreiche Weltwirkung aus, nicht alleine steht. Vielmehr reiht sich der Aufruf der Gottesmutter an die Seherkinder in eine beachtliche – auch lehramtliche – Tradition ein. Vielfach bekannt ist, dass Papst Pius V. 1572 aus Dankbarkeit für den Seesieg über die Türken bei Lepanto das Rosenkranzfest eingeführt hat. 1683 führte Papst Innozenz XI. das Mariä-Namen-Fest zum Dank für den Sieg über die Türken bei Wien ein. 1716 wurde das Rosenkranzfest auf Bitten Kaiser Karls VI. auf die ganze Kirche ausgedehnt, als Dank für den Sieg über die Türken bei Peterwaldein (Ungarn) am 5. 8. 1716.

Aus heutigem nach zwei verheerenden Weltkriegen geschärftem Problembewusstsein muss hierzu angemerkt werden, dass die Rückführung militärischer Siege auf das Rosenkranzgebet nicht als Verherrlichung religiös motivierter Kriegshandlungen missdeutet werden darf. Der legitime Bezug der genannten Siege zum Rosenkranz betrifft nie die Tötung menschlichen Lebens selbst, sondern ausschließlich die Vermeidung des „Schaden[s], der … durch den Angreifer zugefügt“ worden wäre und der angesichts der Herausforderung durch die Türken im Blick auf christlichen Glauben und christliche Kultur in Europa als „sicher feststehen[d], schwerwiegend und von Dauer“ (KKK Nr. 2309) eingeschätzt werden darf.

2.1. Das Lehramt Leos XIII.

Neuere Aussagen stammen aus dem Lehramt des 19. und 20. Jahrhunderts. Von besonderer Bedeutung hierfür ist Papst Leo XIII. Er hat uns insgesamt zwölf Lehrschreiben[3] über den Rosenkranz hinterlassen, so dass man ihn geradezu als Herold des Rosenkranzes bezeichnen kann. Die Wirkung des Rosenkranzes stellt Leo XIII. als eine große geistliche Macht vor Augen (vgl. GZ 71/69; 92/85). Als Anknüpfungspunkt für die Argumentation benutzt der Papst aber häufig die noch als historisch angesehene Legende, der Rosenkranz sei vom hl. Dominikus in Konfrontation mit den Albigensern eingeführt worden und sei dabei der entscheidende Faktor des Sieges der Kirche gewesen (z.B. GZ 41/32). Die Macht des Rosenkranzes bezieht sich gemäß Leo XIII. nicht nur auf den Glauben und das Leben der Beter (vgl. z.B. GZ 131/129), sondern umfassender auf die Belange der Kirche (z.B. G-Z 102/98) und auch auf die allgemeine Situation von Staat und Gesellschaft. Dies ist für Leo XIII. ein Hauptbeweggrund, Jahr für Jahr zum Oktobermonat die Christenheit zum Rosenkranzgebet aufzurufen (vgl. GZ 71/69). Außerdem begründet der Papst die Wirkmacht des Rosenkranzes theologisch. Wichtig sind hierfür seine Enzykliken „*Magnae Dei Matris*“ (8. 9. 1892) und „*Jucunda semper*“ (8. 9. 1894), wo die Kraft des Rosenkranzes von der Person Marias als „Mutter der Barmherzigkeit“ und Gnadenvermittlerin hergeleitet wird (z.B. GZ 93/86). Damit wäre die Macht des Rosenkranzes nur ein Erweis der allgemeinen Kraft der Marienverehrung. Doch Leo XIII. bezieht sich auch auf die Eigenart

[3] Die Zählung folgt gemäß R. Graber – A. Ziegenaus (Hrsg.), *Die marianischen Weltrundschreiben der Päpste von Pius IX. bis Johannes Paul II.*, Regensburg (Institutum Marianum e.V.) 1997, 5. Dieses Werk wird im Folgenden im Haupttext angeführt unter dem Kürzel „GZ“, worauf Seitenzahl und (nach einem Schrägstrich) buchinterne Textnummerierung folgen.

des Rosenkranzes selbst, wenn er in diesem Zusammenhang festhält:

> „Wenn wir infolgedessen Maria mit dem Engel als die Gnadenvolle begrüßen und dieses wiederholte Lob gleichsam zu schönen Kränzen zusammenbinden, so erfüllen wir damit nur einen lieben Wunsch der seligsten Jungfrau selber. So wird dadurch immer wieder von neuem die Erinnerung an ihre hohe Würde geweckt, aber auch an unsere Erlösung, die nach dem Willen Gottes durch sie den Anfang genommen hat“ (GZ 72/70).

Im Zentrum der Argumentation steht hier eine Theologie des Kultes, die sich auf das fünfzigmal wiederholte *Ave Maria* bezieht: Denn in diesem Mariengebet wird die Gnadenfülle und die Gottesmutterschaft Marias ausgesprochen. Das wiederholte Aussprechen ist sozusagen Intensivierung der Huldigung, bewegt Maria zur Hilfe und zieht dadurch himmlischen Segen auf die Erde herab. Denn Leo XIII. formuliert:

> „Denn unser Bitten gewinnt vor Gott an großer Kraft und Gnade, wenn die Jungfrau es Gott anempfiehlt; … Dies ist ja auch der Grund, warum wir so oft Mariens Ehrenbezeichnungen wiederholen, um eben Erhörung zu erlangen“ (GZ 95/90).

In diesem Sinne geht der Papst das *Ave Maria* durch. Zentraler Bezugspunkt ist also Maria selbst, denn das beharrliche Ansprechen der Gottesmutter „rührt an das Herz Mariens, um es zur Barmherzigkeit uns gegenüber zu bewegen“ (GZ 95/91).
Erst an sekundärer Stelle bezieht Leo XIII. auch die Geheimnisse in die Erklärung der Wirkkraft des Rosenkranzes ein. Diese betreffen einerseits die Beter:

> „Wir dringen ein in jene wahrhaft göttliche und nie mehr endende Wechselbeziehung, die Maria mit

> den Freuden und Leiden, mit der Schmach und dem Sieg Christi verbindet“ (GZ 72/70).

Andererseits betreffen die Rosenkranzgeheimnisse auch Maria:

> „Muss da nicht auf diese so häufige und liebende Weise die Erinnerung an die Heilstatsachen auch in ihr wachgerufen werden? Muss nicht ihre in Heiligkeit strahlende Seele da stets von unbegreiflicher erneuter Wonne und Freude erfüllt werden, muss da nicht von neuem das Gefühl mütterlicher Sorge und Güte in ihr wach werden?“ (GZ 97/93).

Die Enzyklika „*Fidentem piumque*“ (20. 9. 1896) markiert gegenüber den bisherigen Aussagen eine Lehrentwicklung: Auch hier betont Leo XIII. zunächst Maria als Gnadenmittlerin, stellt nun aber ihre Unterordnung unter das Mittlertum Christi heraus (vgl. GZ 116f./115). Folgerichtig betont er erstmals die Christozentrik des Rosenkranzgebetes: Eine „andere Segenswirkung“ des Rosenkranzgebetes „betrifft die Tugend des göttlichen Glaubens … Die Heilige Schrift bezeichnet Christus als den ‚Urheber und Vollender des Glaubens‘ [Hebr 12,2] … Und so bildet in der Rosenkranzandacht Christus tatsächlich den Mittelpunkt. Sein Leben schauen wir hier in der Betrachtung …“ (GZ 117/116). Die daraus erfließende Stärkung des Glaubens wird aber gedanklich nicht mit der fürbittenden zeitlichen Wirkkraft des Rosenkranzes in Verbindung gebracht; nur vom „Wert“ und „Verdienst des Glaubens“ ist die Rede als einem

> „Lebenskeim, der im gegenwärtigen Leben die Blüten eines sittlich hochstehenden Lebens hervorbringt, in dem wir uns vor Gott bewähren müssen, und der dann jene Früchte hervorbringt, die ewig dauern“ (GZ 118/116).

2.2. Die Entwicklung bis Johannes Paul II.

Die Lehräußerungen Leos XIII. zum Rosenkranz werden von den nachfolgenden Päpsten bis zu Papst Pius XII. zwar nicht mit derselben Intensität fortgesetzt, wohl aber grundsätzlich in der gleichen Linienführung, die auf eine Segenswirkung für die allgemeine Zeitlage abzielt. So formuliert etwa Papst Pius XI. in seiner Enzyklika „*Ingravescentibus malis*“ (29. 9. 1937):

> „Unser stolzes Jahrhundert mag den marianischen Rosenkranz verlachen und ablehnen; aber unzählige Heilige jeden Alters und Standes haben ihn nicht nur verehrt und mit großer Andacht gebetet, sondern in jeder Lebenslage als mächtige Waffe zur Vertreibung teuflischer Mächte, zur Bewahrung eines heiligen Lebens, zur leichteren Erreichung der Tugend und schließlich als friedenstiftendes Mittel unter den Menschen gebraucht“ (GZ 160/163).

Papst Pius XII. sieht in seiner Enzyklika „*Ingruentium Malorum*“ über das Rosenkranzgebet und die Not unserer Zeit (15. 9. 1951) die Wirkmacht des Rosenkranzes in direkter Alternative zu militärischen Mitteln:

> „Aufs neue also und mit Nachdruck bekennen Wir unbedenklich, dass Wir Unsere große Hoffnung auf den marianischen Rosenkranz setzen, um Heilung für die Nöte unserer Zeit zu erlangen; denn die Kirche stützt sich nicht auf Gewalt und Waffen, auch nicht auf menschliche Hilfsquellen, sondern allein auf die Hilfe von oben, wie sie gerade durch solche Gebete gewonnen wird“ (GZ 215/209).

Den Gedanken übernimmt der Papst von seinen Vorgängern, denn ähnlich äußerte sich bereits Papst Pius IX. zu einer Gruppe frommer Pilger bei einer Audienz am 23. 5. 1877:

> „Habt Mut, meine lieben Kinder! Ich ermahne euch, gegen die Verfolgung der Kirche und gegen Anarchie nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Rosenkranz, mit Gebet und gutem Beispiel zu kämpfen.“[4]

Immer wieder wird auch folgende Aussage – allerdings in Berufung auf verschiedene Päpste – zitiert: „Groß ist die Macht eines Heeres, das nicht das Schwert, sondern den Rosenkranz in den Händen hält.“[5]

In der Zeit nach Pius XII. jedoch wird die bisher erkennbare theologische Grundlinie, den Rosenkranz auch als Wirkmacht im Verhältnis zur Zeitlage zu sehen, etwas abgeschwächt. Papst Paul VI. widmet dem Rosenkranzgebet wieder eine eigene Enzyklika, „*Christi Matri Rosarii*“ (15. 9. 1966). Darin bringt auch er die Not der Zeit in Zusammenhang mit der Frömmigkeit, und zwar in dem markanten Aufruf: „Wenn das Übel wächst, dann muss auch die Frömmigkeit des Volkes Gottes wachsen“ (GZ 296/296). In diesem Rahmen erwähnt und empfiehlt er das Rosenkranzgebet. Angelehnt an Argumente, die von Leo XIII. bekannt sind, sagt er darüber bündig, das Beten des Rosenkranzes sei „der Mutter Gottes angenehm“ und sei „wirksam für die Erlangung göttlicher Gnade“ (ebd.).

---

[4] Vgl. M. J. Frings, The excellence of the Rosary (New York, 1912): „When Pope Pius IX., on May 23, 1877, gave audience to a number of pious pilgrims he said to them: „Have courage, my dear children! I exhort you to fight against the persecution of the Church and against anarchy, not with the sword, but with the rosary, with prayer and good example“ (http://www.bookrags.com/ebooks/18170/1.html#gsc.tab=0 [aufgerufen am 17. 10. 2015]).

[5] Man spricht diesen Ausspruch sowohl Pius IX. als auch Pius XI. und Pius XII. zu. In der französischen Version wird diese Aussage oft Pius IX. zugeschrieben: „Grande est la force d'une armée qui tient en main non l'épée mais le Rosaire“ (vgl. z.B. http://www.spiritualite-chretienne.com/Papes/rosaire.html [aufgerufen am 17. 10. 2015]).

Die Frage nach einer umfassenden zeitlichen Wirkung ergibt sich aus dem Zusammenhang, wird jedoch nicht eigens angesprochen. Die gedankliche Ausrichtung geht vielmehr dahin, den Rosenkranz in die vom Zweiten Vatikanum empfohlenen „Gebräuche und Übungen“ (vgl. *Lumen Gentium* Nr. 67) marianischer Frömmigkeit einzuordnen. Allgemein wird dazu immerhin festgehalten: „Solch fruchtbringendes Beten vermag Böses abzuwenden und Unglück zu verhindern, wie die Kirchengeschichte zur Genüge zeigt“ (GZ 296/296). Paul VI. ist also bemüht, die traditionelle lehramtliche Akzentsetzung mit den Schwerpunktsetzungen des Zweiten Vatikanums in Einklang zu bringen, wobei er aber die ausdrückliche Stoßkraft, mit der früher die spezifische Wirkmacht des Rosenkranzes herausgestellt wurde, nicht erreicht.

Auch in dem umfangreichen Schreiben „*Rosarium Virginis Mariae*“ (16. 10. 2002) von Papst Johannes Paul II. bleibt die Frage nach der zeitlichen Wirkkraft des Rosenkranzgebetes eine Randerscheinung. Eingangs und abschließend wird die über den Beter hinausgehende allgemeine Wirkkraft des Rosenkranzes immerhin erwähnt, beide Male jedoch im bloßen Verweis auf die Glaubens- und Lehrtradition der Kirche. Auf eine Wirkung des Rosenkranzes geht der Papst freilich stellenweise noch ein. Er erkennt, dass Maria dadurch ihre „mütterliche Sorge“ walten lassen will, und sieht dies im Zusammenhang mit den Marienerscheinungen der letzten 200 Jahre; die Wirkung konzentriert er aber dabei auf das „Leben vieler Christen“, also eigentlich auf die Beter selbst (Nr. 7). Dafür ist er – wie Leo XIII. – an der theologischen Klärung der Wirkmacht interessiert. Ähnlich wie sein Vorgänger vor gut hundert Jahren sieht er diese in „der ganz besonderen Christusbeziehung, die Maria, die Mutter Gottes, die Theotòkos, werden ließ“ (Nr. 33). Ebenso denkt man an Argumentationsmuster Leos XIII., wenn es heißt: „In der Betrachtung der Rosen-

kranzgeheimnisse schöpft der Gläubige Gnade in Fülle, die er gleichsam aus den Händen der Mutter des Erlösers selbst erhält“ (Nr. 1). Diese mariazentrische Sichtweise wird aber – wie schon bei Leo XIII. – ausgeglichen dadurch, dass die gnadenmittlerische und fürbittende Stellung Marias dem Mittlertum Christi untergeordnet wird. Großenteils sind dies alles aber eher beiläufige Bemerkungen. Der zentrale Blickwinkel des Apostolischen Schreibens ist anthropologisch: Der Rosenkranz ist für Johannes Paul II. vornehmlich eine marianische „Methode“ christozentrisch ausgerichteter Betrachtung der Heilswahrheit (vgl. Nrr. 26-29).

3. Versuch einer weiterführenden Erschließung der Wirkung des Rosenkranzes

Es war in jüngster Zeit wohl der Himmel selbst, der für eine Wiederbelebung der alten Akzentsetzung sorgte. Bekannt geworden ist eine Vision, die Ende 2014 Oliver Dashe Doeme, dem Bischof von Maiduguri (Nigeria), gemäß eigener Bezeugung zuteil wurde:

> Er habe „in seiner Kapelle vor dem Allerheiligsten den Rosenkranz gebetet. Plötzlich sei ihm Jesus erschienen“, sagte Doeme gegenüber der Nachrichtenagentur CNA. Jesus habe nichts gesagt und ihm ein Schwert angeboten. Er habe es genommen und in dem Moment, in dem er es in der Hand gehabt habe, sei daraus ein Rosenkranz geworden. Dann habe Jesus dreimal gesagt: ‚Boko Haram ist verschwunden.‘ Die Bedeutung der Vision sei ihm sofort deutlich geworden, erinnerte sich der Bischof. ‚Mir war klar, dass wir mit dem Rosenkranz Boko Haram vertreiben können‘, sagte er gegenüber CNA“[6].

[6] Zit. n. http://www.kath.net/news/50260 [aufgerufen am 26. 7. 2017].

Dies passt ganz zu dem Aufruf von Fatima, den Rosenkranz in der Motivation zu beten, dadurch den Frieden in der Welt zu fördern. Es bietet sich daher an, die Frage nach der Wirksamkeit des Rosenkranzgebetes von einem vertieften theologischen Blickwinkel aus zu beleuchten.

Die bisherige Begründung nämlich, die wir sowohl bei Leo XIII. als auch bei Johannes Paul II. finden, bleibt auf die Person Marias konzentriert, von der ihre besondere fürbittende Macht und ihre gnadenmittlerische Stellung besonders unterstrichen werden. Andererseits wird lehramtlich mehrfach festgehalten, dass sowohl das Rosenkranzgebet eigentlich christozentrisch veranlagt ist, als auch dass die Stellung Marias in der Heilsordnung gegenüber dem Mittlertum Jesu Christi einen untergeordneten Rang einnimmt. Was allerdings bisher – soweit ich sehe – fehlt, ist der Versuch, die dem Rosenkranz eigentümliche Christozentrik mit dem Anliegen einer theologischen Begründung seiner fürbittenden Wirksamkeit zusammenzubringen. Erinnern wir uns hier an die eingangs eingeblendete Intuition Kardinal Scheffczyks, gerade im Zusammengehen von christozentrischer und marianischer Ausrichtung die innerste Ursache der Wirkmacht des Rosenkranzes zu erspüren. Diese einzigartige Orientierung, der Scheffczyk selbst leider nicht nachgegangen ist, soll nun in einem neuen Blickwinkel entfaltet werden.

Der nun folgende Gedankengang beinhaltet Aspekte, die im Rahmen der Rosenkranzthematik etwas überraschend wirken. Deshalb sei das gesamte argumentative Unternehmen im Vorhinein kurz skizziert. Scheffczyk spricht wörtlich von „eine[r] tiefe[n] innere[n] *Verquickung* von Christusverehrung und Marienfrömmigkeit“[7]. ‚Verquickung‘ sieht bereits ein Ineinandergreifen von beidem. Nehmen wir dies zunächst etwas zurück:

[7] L. Scheffczyk, *Maria. Mutter und Gefährtin Christi*, 241 (Hervorhebung von J.N.).

Grundlage dafür muss ja zunächst einmal überhaupt eine *Verbindung* von christologischer und marianischer Dimension sein. Insofern Maria aber Urbild der Kirche ist, lässt eine ‚Ver*bind*ung' von Christus- und Marienbezug, theologisch gesehen, an die Wirklichkeit des *Bundes* denken. Alle gnadenhafte Wirkkraft christlichen Betens verdankt sich im grundlegendsten Sinne ja dem neuen und ewigen Bund und damit der bräutlichen Beziehung zwischen Christus und seiner Kirche. *Vorgeprägt* ist diese Beziehung in dem, was der zweite Schöpfungsbericht des Buches Genesis über das Verhältnis von Mann und Frau aussagt. Das *konkrete Urbild* der Kirche als Braut Christi ist jedoch vor allem Maria, so dass die Kirche im Aufblick zu Maria und in Vereinigung mit ihr ihre Brautschaft Christus gegenüber verwirklicht. Bräutliche Beziehung aber ist auf gemeinsame *Fruchtbarkeit* angelegt – das ist die Brücke zur Frage nach der Wirkmacht. Im Rahmen des Bundes Christi mit der Kirche besteht diese Fruchtbarkeit in der *Erlösung*. Die Kirche ist als Braut Christi daher *Gefährtin des Erlösers*, wie dies ihr Urbild Maria in höchstem Maße war und bleibt. Die Betrachtung der Rosenkranzgeheimnisse ist demzufolge nicht nur christozentriert, sondern erlösungszentriert zu sehen: In der so ausgerichteten Betrachtung präsentiert sich die Kirche in Einheit mit Maria vor ihrem Bräutigam als seine Gefährtin im Erlösungswerk, so dass Christus genau dadurch die Kirche in besonderem Maße als seine Braut *erkennt*. Dieses ‚Erkennen' aber führt gemäß biblischer Logik zur Hingabe des Bräutigams, zur Verwirklichung der Brautschaft, somit zur Fruchtbarkeit und folglich zur Wirkmacht.

3.1. Die Wirklichkeit des Bundes Christi mit der Kirche

Soweit eine vorwegnehmende Skizzierung. Gehen wir nun diese Argumentation im einzelnen durch, indem wir mit den Aus-

sagen über die Erschaffung der Frau aus dem zweiten Schöpfungsbericht beginnen:

> „Dann sprach Gott, der Herr: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht. Da ließ Gott, der Herr, einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, sodass er einschlief, nahm eine seiner Rippen und verschloss ihre Stelle mit Fleisch. Gott, der Herr, baute aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau und führte sie dem Menschen zu. Und der Mensch sprach: Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Frau soll sie heißen, denn vom Mann ist sie genommen. Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau und sie werden ein Fleisch“ (Gen 2,18-24).

Folgende Beobachtungen an diesem Text sind für unsere Überlegungen wichtig: Die Frau ist – dieser Symbolik entsprechend – aus der Seite des Mannes gebildet. Die Stelle, der Gott das ‚Material‘ zur Schöpfung der Frau entnommen hat, wird aber – wie es ausdrücklich heißt – mit Fleisch verschlossen. Naheliegend ist hier das biblische Bild des Propheten Ezechiel zur Bekehrung der Israeliten: „Ich nehme das Herz von Stein aus eurer Brust und gebe euch ein Herz von Fleisch“ (Ez 36,26). Denken wir dieses Bild Ezechiels nun mit dem Schöpfungsdenken der Genesis in eins zusammen, so ergibt sich, dass die Frau vom ‚Herzen‘ des Mannes genommen ist. Aber noch mehr: Indem erst *nach* Entnahme der Rippe die Stelle der Seite Adams mit Fleisch verschlossen wird, wird das ‚Herz‘ des Mannes eigentlich erst angesichts der Frau ‚geweckt‘. Von ihrer geschöpflichen Identität her kann daher die Frau in engstem Bezug zum Herzen des Mannes gesehen werden.

Mit diesen alttestamentlichen Befunden werfen wir nun aber einen Blick auf die Christus-Kirche-Theologie gemäß dem Epheserbrief:

> „Ihr Männer, liebt eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat, um sie im Wasser und durch das Wort rein und heilig zu machen. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden und die zwei werden ein Fleisch sein. Dies ist ein tiefes Geheimnis; ich beziehe es auf Christus und die Kirche“ (Eph 5,25-32).

Wenn im Epheserbrief das Verhältnis zwischen Christus und der Kirche anhand der schöpfungsmäßigen Beziehung von Mann und Frau erläutert wird, und wenn sich aus dem Schöpfungsbefund – wie eben herausgestellt – ein enger Bezug der Frau zum Herzen des Mannes ergibt, dann heißt dies nun, auf das Christus-Kirche-Verhältnis übertragen, dass es einen engen Bezug der Kirche zum Herzen Christi geben muss. Es gehört zur patristischen Herz-Jesu-Theologie, dass das Geheimnis der Kirche der geöffneten Seite Christi entströmt, in Form von Blut und Wasser: wie Eva aus der Seite Adams, so die Kirche aus der Seite Christi.

3.2. ‚Erkenntnis‘ der Braut durch den Bräutigam als Wurzel der Kraft des Bundes

Im Epheserbrief wird die Hingabe Christi an seine Kirche herausgehoben. Ähnlich im Schöpfungsbericht in den Worten: „Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau und sie werden ein Fleisch“ (Gen 2,24). Wichtig ist hierbei das einleitende Wort „darum“: Damit wird diese Aussage nämlich direkt angeschlossen an das Vorausgehende: „Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch“ (Gen 2,23). Der Mann ist zur Hingabe an seine Frau *geradezu veranlasst* dadurch, dass er die Frau als seinesgleichen *erkennt*.

Dies aber übertragen wir nun auf die Hingabe Christi an seine Braut, die Kirche. Wenn diese Hingabe nämlich gemäß dem

Epheserbrief begründet wird im Blick auf die Schöpfung von Mann und Frau, und wenn der Mann sich seiner Frau hingibt, *sobald* er sie als seinesgleichen erkennt, dann entsprechend auch Christus: Insofern also Christus ‚erkennt', dass die Kirche seinem Herzen verbunden und deshalb ‚seinesgleichen' ist, ist er veranlasst, sich ihr hinzugeben, um sie – wie es im Epheserbrief heißt – „herrlich vor sich erscheinen lassen, ohne Flecken, Falten oder andere Fehler" (Eph 5,27). Ja, nicht nur wenn, sondern auch *in dem Maße als* Christus dies *immer wieder neu* am Verhalten der Glieder der Kirche erkennt, ist er *umso mehr* veranlasst, aus seiner (im Kern einmaligen) Hingabe an seine Braut derselben inmitten einer konkreten Zeitlage Kräfte zukommen zu lassen. Indem also die Kirche *in der Art, wie* sie vor Christus als Braut erscheint, gewissermaßen einen Einfluss auf die Kraft der Hingabe ihres Bräutigams hat, erweist sich die Kirche nun nicht nur theologisch-allgemein, sondern geistlich-konkret und immer wieder neu als Gefährtin des Erlösers. Die Hingabe Christi an seine Kirche ist sein erlösendes Wirken, und dessen Kräfte werden für die Zeitlage vom konkreten Verhalten der Kirche sozusagen ‚geweckt'. Genau darin aber besteht im Kern die Wirkkraft des neuen und ewigen Bundes inmitten der Zeitsituation, darin besteht die geistliche Macht von Kirche und Christentum in der Welt.

Um überhaupt Gefährtin des Erlösers sein zu können, ist die Kirche aber auch veranlasst, zu ihrem Urbild aufzublicken, zu Maria, die diese Gefährtenschaft in höchstmöglicher Intensität verwirklicht hat. Die Kirchenkonstitution des Konzils hält dazu fest:

> „Indem die Kirche über Maria in frommer Erwägung nachdenkt und sie im Licht des menschgewordenen Wortes betrachtet, dringt sie verehrend in das erhabene Geheimnis der Menschwerdung tiefer ein und wird ihrem Bräutigam mehr und mehr gleichgestaltet. Denn Maria vereinigt, da sie zuinnerst in

die Heilsgeschichte eingegangen ist, gewissermaßen die größten Glaubensgeheimnisse in sich und strahlt sie wider“ (*Lumen Gentium* Nr. 65).

Besonders im Aufblick zu Maria wird die Kirche also ihrem Bräutigam ähnlich.

3.3. Das Rosenkranzgebet im Licht der Bundeswirklichkeit

Das wird nun aber in den Geheimnissen des Rosenkranzes ausgeweitet und vertieft. Zu der Betrachtung dieser Geheimnisse schreibt Johannes Paul II. in „*Rosarium Virginis Mariae*“:

> „Während des geistlichen Vollzugs des Rosenkranzes, der – in Gemeinschaft mit Maria – auf der unaufhörlichen Betrachtung des Antlitzes Christi gründet, erreicht man dieses anspruchsvolle Ideal des Ähnlichwerdens mit Ihm mittels eines Weges, den wir einen freundschaftlichen Besuch nennen könnten. Dieser versetzt uns ganz natürlich in das Leben Christi und erlaubt uns gleichsam, seine Empfindungen nachzuvollziehen“ (Nr. 15).

Diese auf die konkreten Beter bezogene geistliche Orientierung wollen wir nun vierfach weiterdenken: marianisch, ekklesiologisch, bundestheologisch und erlösungszentriert.

- Den *marianischen* Aspekt deutet Johannes Paul II. in dem zitierten Wort bereits an. Das Betrachten der Rosenkranzgeheimnisse erreicht seine eigentliche Intensität gerade dadurch, dass Maria einbezogen wird. Papst Paul VI. lehrt dazu in seinem Apostolischen Schreiben „*Marialis cultus*“ (2. 2. 1974), dass im Rosenkranz die „Geheimnisse des Lebens des Herrn … mit den Augen derjenigen geschaut werden, die dem Herrn am nächsten stand“ (GZ 350/375) – also mit den Augen Marias.
- *Ekklesiologisch* ausgewertet, können wir das, was Johannes Paul II. nur persönlich auf den Beter bezieht,

vereinen mit der zuvor zitierten Lehre von *Lumen Gentium*: In den einzelnen Rosenkranzbetern, die ja Glieder des Mystischen Leibes Christi sind, ist es die Kirche selbst, deren Ähnlichkeit zu Christus betend dargestellt wird. Wir berühren hier das Geheimnis christlicher Stellvertretung, das im Licht von Fatima und im Lebenszeugnis der nun kanonisierten Seherkinder von ausschlaggebender Bedeutung bleibt.

- Das Schauen auf Christi Antlitz, das Johannes Paul II. in den zitierten Worten anspricht, ist glutvolle Verwirklichung bräutlicher Liebe: So auf Christus ausgerichtet, ist die bräutliche Kirche in ihren Rosenkranzbetern gerufen, beim Betrachten der einzelnen Geheimnisse die innersten Beweggründe ihres Bräutigams zu erspüren. Diese aber betreffen die *Erlösung*; auch Johannes Paul II. spricht an einer Stelle ja von einer „Heilsbetrachtung" (Nr. 13).
- Die Erlösung steht aber im Zentrum des Bundes Christi mit der Kirche. Daraus folgt *bundestheologisch*, dass das Beten des Rosenkranzes – stellvertretend für und in Gemeinschaft mit der gesamten Kirche – die Kirche selbst an den innersten Lebensnerv des neuen und ewigen Bundes geistlich heranführt.

Werten wir nun dieses vierfache Weiterdenken bündig aus: Wenn die Geheimnisse des Rosenkranzes ‚mit den Augen Marias' auf die Erlösung hin betrachtet werden, rührt die Kirche – repräsentiert in ihren rosenkranzbetenden Gliedern – das Herz ihres Bräutigams an; sie wird vor den Augen des Erlösers als Gefährtin der Erlösung sichtbar, als echte Bundesgefährtin, und zwar an der Hand Marias, die dies in vollkommenstem Sinne verkörpert.

Nun blenden wir zurück zum zweiten Schöpfungsbericht: Indem Adam in Eva seinesgleichen erkennt, ist er veranlasst, sich

seiner Frau hinzugeben. In dem Maße nun, als der Erlöser die Kirche als seine Gefährtin in der Erlösungsordnung erkennt, ist er entsprechend veranlasst, sich seiner Braut hinzugeben, und die Gnadenkraft des neuen und ewigen Bundes fließen zu lassen. Und dies verleiht der Kirche Wirkung in der Welt.
All dies bedarf nun noch einer letzten mariologischen Vertiefung. Die Art nämlich, *wie* Christus der Christenheit die Früchte seiner Hingabe an die Kirche zukommen lässt, ist nicht denkbar ohne Maria. Ihre dafür vom Lehramt herausgestellte gnadenmittlerische Stellung wirft ein Licht auf sie selbst: Sie erscheint dabei nämlich als dem Geheimnis der Erlösung einzigartig verbunden und hingegeben.[8] Wenn nun die Glieder der Kirche die Rosenkranzgeheimnisse im Blick auf die Erlösung betrachten, wird zugleich genau dieser Zielpunkt der Hingabe Marias betend – ja gemäß der gedanklichen Logik Leos XIII. kultisch! – angesprochen und somit genau an ihre Stellung als Gnadenmittlerin gerührt; ihre mütterliche Neigung, der Christenheit inmitten einer konkreten Zeitlage Gnade zu vermitteln, wird also nicht nur durch wiederholten Appell an ihre Person gemäß dem *Ave Maria*, sondern nochmals ganz entscheidend durch die erlösungsbezogene Betrachtung der Rosenkranzgeheimnisse geweckt. All dies fließt der realen Wirkmacht des Rosenkranzes zu. Durch dieses letzte Argument haben wir nun die ‚Verbindung' von Christusverehrung und Marienfrömmigkeit weitergedacht zu einem Ineinander, nämlich – um Kardinal Scheffczyk wieder aufzugreifen – zu einer „Verquickung" von beidem. Damit ist Scheffczyks Intuition über die Wirkkraft des Rosenkranzes voll eingeholt.

---

[8] Vgl. z.B. Johannes Paul II., Enzyklika „*Redemptor Hominis*" (4. 3. 1979), Nr. 22.

Für das konkrete Beten des Rosenkranzes bedeutet dies, in Einheit mit Maria so auf die einzelnen Geheimnisse zu blicken, dass vor allem deren *Relevanz für die Erlösung* ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt. Das ist sozusagen eine Zuspitzung der dem Rosenkranz eigenen Betrachtung, die aber zugleich den Rosenkranz auf das grundlegende Fundament des Christseins überhaupt verweist: auf den neuen und ewigen Bund. Der *Beweggrund* für diese Zuspitzung der Betrachtung der Rosenkranzgeheimnisse ist dementsprechend die Bundes*liebe*: die Liebe zum *Herzen* Jesu, des Bräutigams des Bundes, eine bräutliche Liebe also, welche die Rosenkranzbeter stellvertretend für die gesamte Gemeinschaft der Kirche üben und wofür sie wiederum auf Maria als höchsten Leitstern und als im Leben der Kirche anwesende Mutter blicken.

Ein solches Rosenkranzbeten strebt danach, an der Hand Mariens das innerste Zentrum des neuen und ewigen Bundes *betend anzurühren*, um daraus für die Kirche in der Not der Zeit Lebenskräfte zu schöpfen. Das ist mehr als ein bloßes Meditieren: Es handelt sich zugleich (etwa nach dem Vorbild des *Magnificat* Marias) um ein *kultisches Erheben*, welches gemäß einem uralten (hier nun bundestheologisch neu erschlossenen) Glaubensbewusstsein mit dem Vertrauen verbunden ist, dadurch himmlische Segensmacht gleichsam ‚herabzuziehen' auf die Erde. Diese Zusammenhänge sind bedeutsam auch im Blick auf den Ruf von Fatima, zu dem gemäß der kirchlich anerkannten Botschaft der Gottesmutter an Sr. Lucia in Pontevedra am 10. 12. 1925 auch die Andacht der fünf Herz-Mariä-Sühne-Samstage gehört: Diese Andacht legt einen Nachdruck gerade auf die Betrachtung der Rosenkranzgeheimnisse. Als Aspekt der Verehrung des Unbefleckten Herzens Mariens aufgefasst, trägt gemäß der Fatima-Botschaft auch dies zu der auf die Zeitlage bezogenen Segenswirkung bei. Dies alles sei Anregung und Einladung, die große Bedeutung des Rosenkranzgebetes für unsere Zeit neu zu entdecken.

Geschichte und Demut im Magnifikat der niedrigen Magd[1]

Marius Reiser

1. Gotteslob und Geschichte

Das Magnifikat ist die längste Äußerung Marias im Neuen Testament. Und es ist als fester Bestandteil der Vesper einer der wichtigsten liturgischen Texte unserer Kirche. Der Gattung nach ist es ein Hymnus, das heißt ein Gesangstext, ganz im poetischen Stil der Psalmen des Alten Testaments gehalten und durchgehend geprägt von biblischen Wendungen. Aber nicht nur die Sprache ist biblisch, auch der Inhalt ist von typisch biblischen Denkweisen des Alten Testaments geprägt, insbesondere von seinem geschichtlichen Denken. So stellt sich dieses Lied ganz in die Tradition Israels und seiner Heiligen Schrift und ist dennoch ein Revolutionslied, das Revolutionslied einer

[1] Vortrag bei der 25. Theologischen Sommerakademie in Augsburg am 15. September 2017.

demütigen, niedrigen Magd Gottes. Beginnen wir zur Verdeutlichung dieser Sachverhalte mit einem Psalm aus dem alttestamentlichen Gesangbuch und vergleichen wir ihn anschließend mit dem Magnifikat. Besonders geeignet dazu scheint mir Psalm 111. Ich übersetze ihn nach dem griechischen Text in der Septuaginta (Ps 110):

Halleluja!
Ich will dich preisen, Herr, aus ganzem Herzen
im Rat der Aufrechten, in der Versammlung!
Groß sind die Werke des Herrn,
wenn man sie auf seine Absichten hin erforscht.
Dankenswert und großartig ist sein Wirken,
seine Gerechtigkeit bleibt bestehen für alle Zeiten.
Er hat Sorge getragen für das Gedächtnis seiner Wundertaten,
barmherzig und voller Mitleid ist der Herr.
Nahrung hat er denen gegeben, die ihn fürchten,
seines Bundes bleibt er eingedenk auf ewig.
Seinem Volk hat er die Wucht seiner Werke kundgetan,
indem er ihnen das Erbe der Völker gab.
Von Wahrheit und Recht zeugen die Werke seiner Hände,
zuverlässig sind alle seine Gebote,
fest gegründet für alle Zeiten,
geschaffen in Wahrheit und Geradheit.
Er hat seinem Volk Erlösung gesandt,
seinen Bund für ewig bestimmt –
heilig und furchtgebietend ist sein Name!
Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit,
wer danach handelt, zeigt gute Einsicht.
Sein Lob bleibt bestehen für alle Zeiten.

Dieser Psalm ist ein einziges Loblied auf Gott, dessen Name „heilig und furchtgebietend“ ist. Das Lob wird begründet mit der Größe seiner Wundertaten, seiner Barmherzigkeit und der

ewigen Treue zu dem Bund, den er mit seinem Volk geschlossen hat. Dabei wird angespielt auf das ganz konkrete Wirken Gottes in der Geschichte Israels. Mit dem Gedächtnis seiner Wundertaten, für das er Sorge getragen hat, ist das Paschafest als Gedenken an den Auszug aus Ägypten gemeint (vgl. Ex 12,14), mit der Nahrung, die er denen gegeben hat, die ihn fürchten, die wunderbare Ernährung des Volkes beim Zug durch die Wüste (Ex 16; Num 11), mit dem Erbe der Völker, das er Israel gegeben hat, das Gelobte Land. Auf diese Weise hat Gott seinem Volk Erlösung gesandt. Wer also die Geschichte Israels aufmerksam erforscht, begreift, dass der Anfang der Weisheit die Furcht des Herrn ist. Lesen wir daraufhin das Magnifikat (Lk 1,47–55), werden wir alle wesentlichen Elemente dieses Psalms wiederfinden, insbesondere die Begründung des Gotteslobs durch seine geschichtlichen Taten:

Hoch preist meine Seele den Herrn,
und es jubelt mein Geist über Gott, meinen Heiland.
Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut,
siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter.
Denn Großes hat an mir getan der Mächtige,
heilig ist sein Name.
Sein Erbarmen waltet von Geschlecht zu Geschlecht
über denen, die ihn fürchten.
Gewaltiges hat er getan mit seinem Arm,
auseinandergetrieben, die in ihrem Herzen überheblich denken.
Herabgeholt hat er Mächtige von ihren Thronen
und Niedrige erhöht.
Hungernde hat er angefüllt mit Gutem
und Reiche leer davongeschickt.
Er hat sich Israels angenommen, seines Knechtes,
eingedenk seines Erbarmens,
wie er es zugesagt hat unseren Vätern,
Abraham und seinen Nachkommen auf ewig.

Auch dieser Hymnus beginnt mit einem Lobpreis Gottes, dessen Name heilig ist. Auch hier wird dieser Lobpreis begründet mit der Größe seiner Taten: der Verheißung an die Väter, dem ewigen Erbarmen für sein Volk und für alle, die ihn fürchten. Und wieder wird zum Beleg dafür auf sein konkretes Wirken in der Geschichte Israels hingewiesen. Dieser Zusammenhang ist in unseren üblichen Übersetzungen allerdings dadurch verschleiert, dass die Präterita, die Vergangenheitsformen, des griechischen Textes im Deutschen gewöhnlich mit Präsentia, Gegenwartsformen, wiedergegeben werden. Da lesen und singen wir: „Er vollbringt, er zerstreut, er stürzt, er erhöht, er beschenkt, er lässt leer ausgehen, er nimmt sich an", wo es doch zweifellos heißen müsste: „Er hat vollbracht, er hat gestürzt, er hat erhöht, er hat beschenkt, er hat leer ausgehen lassen, er hat sich angenommen." Zur Begründung der präsentischen Übersetzung liest man in den Kommentaren philologisch unhaltbare Theorien, auf die ich hier nicht eingehen will.[2]

Wenn man sich fragt, woher diese Übersetzungstradition kommt, denkt man natürlich zuerst an die Übersetzung Martin Luthers. Doch da macht man eine merkwürdige Entdeckung. In seinem Septembertestament von 1522 gibt Luther die griechischen Präterita richtig mit deutschen Perfekta wieder: „Er hat Gewalt übet ... und zerstreuet, ... er hat die Gewaltigen von dem Stuhl gestoßen" und so weiter.[3] In seiner berühmten Auslegung des Magnifikats aus dem Jahr zuvor beginnt er dagegen mit einer Übersetzung, in der aus den Präterita Präsentia ge-

[2] Vgl. G. Lohfink / L. Weimer, Maria – nicht ohne Israel. Eine neue Sicht der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis, Freiburg i.B. 2008, 256f. So auch schon J. Knabenbauer S.J., Evangelium secundum Lucam, Paris 1905, 90; Th. Zahn, Das Evangelium des Lukas, Leipzig-Erlangen 1920 (Nachdr. Wuppertal / Gießen 1988 mit einem Geleitwort von M. Hengel), 106.

[3] Vg. M. Luther, Das Newe Testament Deutzsch (Septembertestament 1522), Leipzig 2005, XLI.

worden sind. Vor die einzelnen Abschnitte seiner Auslegung setzt er dann allerdings wieder eine Übersetzung mit Perfekten. Diesen Wechsel erklärt er selbst wie folgt:

Niemand lasse sich irremachen durch die Verdeutschung, dass ich oben so verdeutscht habe: „Er wirkt gewaltiglich", und hier: „Er hat Gewalt geübt." Es geschieht, damit wir die Worte desto besser verstehen, die an keine Zeit gebunden sein sollen, sondern Gottes Art und Werk frei anzeigen, die er allezeit getan hat, allezeit tut, allezeit tun wird. So dass es dasselbe wäre, wenn ich's in solcher Weise auf deutsch sagte: Gott ist ein solcher Herr, dessen Werke dermaßen vor sich gehen, dass er kräftig zerstreut die Hochmütigen und barmherzig ist über die Gottesfürchtigen.[4]

In seine endgültige Übersetzung der Heiligen Schrift nahm Luther die präsentische Wiedergabe der Präterita auf. Diesem Vorbild sind dann fast alle Übersetzungen gefolgt, selbst Allioli, der in der Vulgata doch ebenfalls Präterita, nämlich lateinische Perfekte, vorfand. Dazu kommt noch eine weitere Fehlübersetzung. Luther schreibt: „Er stößet *die* Gewaltigen vom Stuhl / und erhebt *die* Elenden. / *Die* Hungrigen füllet er mit Gütern / und lässt *die* Reichen leer." In keinem dieser Fälle steht im griechischen Text ein bestimmter Artikel; es ist dort nur indefinit von Gewaltigen, Elenden, Hungrigen und Reichen, also Einzelfällen, nicht der Gesamheit aller, die Rede. Auch in diesem Punkt ist die Einheitsübersetzung, auch die neue, leider Luther gefolgt. Durch die präsentische Übersetzung im Verein mit dem bestimmten Artikel vor den Substantiven werden die biblischen Aussagen jedoch geradezu falsch:

---

[4] Vgl. M. Luther, Das Newe Testament Deutzsch (Septembertestament 1522), Leipzig 2005, XLI.M. Luther, Das Magnifikat, verdeutscht und ausgelegt 1521, in: Martin Luther, Ausgewählte Schriften, hg. von K. Bornkamm und G. Ebeling, 2. Bd., Frankfurt a.M. 1982, 115–205, hier 171.

Gott zerstreut ja nicht alle Hochmütigen, er stürzt nicht alle Mächtigen vom Thron und erhöht auch nicht alle Niedrigen, er sättigt nicht alle Hungernden und lässt die Reichen nur selten leer ausgehen. Doch die Geschichte, und nicht nur die Geschichte Israels, kennt immer wieder Beispiele für solche Vorgänge. Wirklich richtig sind diese Aussagen also nur im Vergangenheitstempus ohne den bestimmten Artikel vor den Substantiven.

Die genannten Fälle im Magnifikat sind sehr allgemein formuliert und nicht so konkret identifizierbar wie im Fall von Psalm 111. Sie sind offensichtlich als typische Handlungen Gottes gemeint, für die man in der Geschichte Israels und der Geschichte überhaupt leicht Beispiele finden kann. Insofern hat Luther mit den zitierten Worten sicher recht, und in diesem Sinn hat sich ja schon Beda Venerabilis geäußert.[5] Eine Konkretisierung ist am ehesten noch bei dem Auseinandertreiben der Überheblichen mit seinem starken Arm möglich. Da wird wohl jeder zuerst an den Pharao und sein Heer beim Auszug von Ägypten denken. Griechen konnten aber auch an die Siege über die Perser denken, besonders den von Salamis. Herodot versteht die Niederlage des Xerxes gemäß einem Orakelspruch als göttliche Strafe für seine Hybris.[6] Beim Herabholen Mächtiger von ihren Thronen und dem Erhöhen Niedriger kann man zum Beispiel an Saul und David denken. Eine vergleichbare Sentenz bietet der weise Jesus Sirach: „Der Herr hat Herrscherthrone umgestürzt und Sanftmütige an ihre Stelle gesetzt“ (Sir 10,14).[7] Aber dieses göttliche Prinzip kannten auch die Griechen. So schreibt Xenophon: „Es scheint so, dass der Gott oft-

---

[5] Beda, In Lucae evangelium expositio (CChr. SL 120, 38) (zu Lk 1,52f). Er ist, etwas ungenau, zitiert in der *Catena aurea* des Thomas von Aquin zu Lk 1,51 (in Lc I 20).

[6] Hdt. VIII 77.

[7] Vgl. auch LXX Spr 3,34: „Der Herr widersetzt sich den Überheblichen, den Demütigen (ταπεινοῖς) aber schenkt er seine Huld.“

mals seine Freude daran hat, die Kleinen groß zu machen und die Großen klein.“[8] Und warum soll man beim Herabholen Mächtiger von ihren Thronen nicht etwa an Napoleon denken und beim Erhöhen Niedriger zum Beispiel an Papst Johannes XXIII.? Oder an den einfachen Elektriker Lech Wałęsa und seine Solidarność-Bewegung, die das kommunistische Regime in Polen zum Rücktritt zwang?

„Herabgeholt hat er Mächtige von ihren Thronen und Niedrige erhöht, / Hungernde hat er angefüllt mit Gutem und Reiche leer davon geschickt“: Diese Antithesen klingen nicht harmlos, sie hören sich eher nach Revolution an. Gerhard Lohfink schreibt zu Recht: „Nur die fromme Gewöhnung macht, dass wir die marseillaise-artige Schärfe des Magnifikat nicht mehr wahrnehmen. Das Magnifikat preist keineswegs die Kleinheit und das Sich-Bescheiden. Es preist den Gott Israels, der den Verachteten zu ihrem Recht verhilft und den Aufgeblasenen und Arroganten ihren wahren Platz zuweist.“[9] Vor allem die scharfe Antithese über die Hungernden und die Reichen hat keine rechte Parallele, weder in der jüdischen noch in der heidnischen Literatur. Ihre nächste Parallele hat sie in Jesu Seligpreisung der Armen und Hungernden mit dem dazugehörigen Weheruf über die Reichen und Satten im Lukasevangelium selbst (Lk 6,20f. 24f). Es ist ein Thema Jesu, für das sich der Evangelist Lukas besonders interessiert hat und das seither im Christentum nicht mehr verstummt ist.[10] Und es ist gut, dass wir uns in jeder Vesper daran erinnern lassen.

---

[8] Xen. Hell. VI 4,23.

[9] G. Lohfink, Beten schenkt Heimat. Theologie und Praxis des christlichen Gebets, Freiburg i. B. 2010, 89. Vgl. ders., Das Magnifikat: Signal für eine Revolution, in: Ders., Gegen die Verharmlosung Jesu. Reden über Jesus und die Kirche, Freiburg i.B.2013, 415–422.

[10] Vgl. M. Reiser, Armut und Reichtum, in: Ders., Der unbequeme Jesus, Neukirchen-Vluyn ^{3}2013,115–136.

Geschichtlich konkret sind nur die im Magnifikat zuerst und zuletzt genannten Gottestaten: das Große, das Gott an seiner niedrigen Magd getan hat, und die Erwählung Israels, die mit der Berufung Abrahams beginnt. Maria beginnt zwar, wie natürlich, mit dem, was an ihr selbst geschehen ist, und erwähnt erst am Ende ihres Liedes den Namen, mit dem die Verheißung Gottes an Israel seinen Anfang nimmt. Sie dreht also den realen Verlauf der Geschichte um, aber das kann man als eine Art Hysteron proteron betrachten, eine rhetorische Figur, in der man das zeitlich Spätere zuerst nennt. Der innere Zusammenhang dieser beiden Ereignisse ist zwar nicht explizit gemacht, doch die Entsprechung von Gottes Blick auf seine niedrige Magd und der Annahme seines Knechtes Israel sagt genug: „Was mit Abraham begonnen hat, vollendet sich in Maria und ihrem Kind. Gottes Handeln an Israel und Gottes Handeln an Maria sind fest miteinander verknüpft.“[11] Damit ist die Heilsgeschichte an ihr Ziel gelangt. Seither ist Christus die Hauptperson der Geschichte, jedenfalls aus christlicher Sicht.

Das geschichtliche Denken ist eine Besonderheit Israels. Es konzipiert die Geschichte als einen von Gottes Willen und Plan bestimmten Prozess, in dem sogar gewisse Gesetzmäßigkeiten erkennbar sind.[12] Es ist in unserem Zusammenhang bemerkenswert, dass diese Geschichtskonzeption auch in Hymnen begegnet. In mehreren Psalmen findet man erzählende oder einfach konstatierende Geschichtsüberblicke, die im Präteritum gegeben werden.[13] In dieser Tradition steht auch das Magnifikat.

---

[11] G. Lohfink, Beten schenkt Heimat (Anm. 9) 93.

[12] Die nächste Parallele zu dieser Geschichtskonzeption außerhalb Israels bietet Herodot und später etwa Vergil. Näheres bei: M. Reiser, Das christliche Geschichtsbild. Seine Herkunft und seine moderne Rezeption, in: Ders., Die Letzten Dinge im Licht des Neuen Testaments, Aachen 2013, 179–199, hier 179–184.

[13] Vgl. Ps 78; 105; 106; 107; 135; 136.

Diese Geschichtskonzeption ist wesentlich für die Missionspredigten der Apostelgeschichte. Das Christentum hat sie beibehalten und kann sie nur aufgeben, wenn es sich selbst aufgibt. Mir scheint, dass Edith Stein ganz recht hatte, wenn sie – noch als Assistentin Husserls im Jahr 1918 –bemerkt: „Übrigens rücken Religion und Geschichte für mich immer näher zusammen, und es will mir scheinen, dass die mittelalterlichen Chronisten, die die Weltgeschichte zwischen Sündenfall und Weltgericht einspannten, kundiger waren als die modernen Specialisten, denen über wissenschaftlich einwandfrei festgestellten Tatsachen der Sinn für Geschichte abhanden gekommen ist.“[14]

2. Gotteslob und Demut

Ein gründlicher Blick in die Geschichte macht demütig. Die Maria des Magnifikats hat einen solchen Blick getan und gilt der gesamten christlichen Tradition als Muster der Demut, ja als die Demütigste der Demütigen. Aber heute tun wir uns mit dieser Tugend schwer, sehr schwer. In meiner Jugend und Studienzeit hat man die Demut schlecht gemacht und regelrecht gegen sie gepredigt. Man verband Demut mit Unterwürfigkeit, Selbsterniedrigung, Servilität, Kriecherei und Duckmäuserei und sprach von einer „alten Verdemütigungsideologie“.[15] Die Demut, so sagte man, lässt sich alles gefallen und führt nur zu innerer Verkrümmung und Unfreiheit, ein Christ aber müsse

[14] E. Stein, Brief vom 19.2.1918 an Roman Ingarden, in: Edith Steins Werke Bd. XIV: Briefe an Roman Ingarden 1917–1938. Einleitung von H.-B. Gerl, Anmerkungen von M.A. Neyer O.C.D., Freiburg i.B. 1991, 68. Näheres über diesen abhanden gekommenen Sinn für Geschichte in dem in Anm. 12 genannten Beitrag.

[15] Peter Eicher, Gottesfurcht und Menschenverachtung. Zur Kulturgeschichte der Demut, in: H. Von Stietencron (Hg.), Angst und Gewalt. Ihre Präsenz und ihre Bewältigung in den Religionen, Düsseldorf 1979, 111–136, hier 136. Dieser Beitrag ist keine Kulturgeschichte, sondern eine hinterhältige Verleumdung.

den aufrechten Gang üben und jeder Ungerechtigkeit widerstehen. Das alles zeugt nur von einem falschen Verständnis von Demut, aber die jahrzehntelange Verleumdungskampagne hat dazu geführt, dass diese grundlegende christliche Tugend sogar im Katechismus der Katholischen Kirche keinen Ort mehr hat. Im Zusammenhang mit dem Neid heißt es dort lediglich: „Neid entspringt oft dem Stolz; der Getaufte bemüht sich, in Demut zu leben.“[16] Das ist buchstäblich alles, was man in diesem Katechismus dazu erfährt. In dem von der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebenen Erwachsenenkatechismus fehlt das Stichwort ganz. Die weitgehende Abwesenheit dieser Tugend in unserer Kirche ist überall spürbar und erklärt meiner Ansicht nach einen großen Teil der Übel, unter denen wir alle miteinander leiden. Deshalb will ich mich hier ein wenig damit befassen.

Die Tugend der Demut war der gesamten vorchristlichen Welt fremd.[17] Sie kannte zwar das Ideal der Schlichtheit, Zurückhaltung und Bescheidenheit, aber für das, was wir Demut nennen, hatte sie nicht einmal ein Wort.[18] Das griechische Wort, das in der christlichen Tradition die Bedeutung Demut annahm, war ταπεινοφροσύνη. Dieses Wort hätte man im klassischen Griechisch übersetzt mit „gemeine, niedrige Gesinnung“, wie sie für Sklaven und Ganoven als typisch galt. Denn das Wort ταπεινός bedeutet in Bezug auf die Gesinnung oder Ethik „niedrig, gemein“, in Bezug auf Sachen „klein, armselig,

---

[16] Katechismus der Katholischen Kirche, München u.a. 1993, § 2540.

[17] A. Dihle, Art. Demut: RAC 3 (1957) 735–778, hier 737: „Die Demut als Tugend ist der gesamten antiken Ethik fremd.“

[18] Bemerkenswerte Ausführungen darüber – unmittelbar vor der berühmten Charakteristik des Gentleman, dessen Ethos eben auf Bescheidenheit basiert, nicht auf Demut – in: J.H. Newman, The Idea of a University VIII 9, dt. bei: E. Stein, Übersetzung von John Henry Newman, Die Idee der Universität (ESG 21), Freiburg i.B. 2004, 181–185.

heruntergekommen und unansehnlich“. Es wird fast immer im negativen, abschätzigen Sinn gebraucht. Nur in einer Reihe von späten Schriften des Alten Testaments, im Frühjudentum und bei den Rabbinern findet man einen positiven Begriff von Niedrigkeit im Gegensatz zu Hochmut und Überheblichkeit.[19] Im übrigen basiert das gesamte vorchristliche Ethos auf Ehrgeiz und dem Streben nach gesellschaftlichem Ansehen. Dafür waren normalerweise ein möglichst großer Reichtum und Besitz nötig. Man will geehrt und gefeiert sein und nach Möglichkeit Ruhm erlangen, der über den Tod hinaus bleibt. Selbst der Ruhm eines Verbrechers erschien manchen noch besser als ganz vergessen zu werden.[20] Deswegen war der Kern des vorchristlichen Ethos die Tugend des Stolzes. Hochmut galt als positive Haltung, solange er in einem gewissen Rahmen blieb und nicht zu Überheblichkeit und Hybris wurde. Hochgesinntheit gepaart mit Zurückhaltung und Schlichtheit: Das schätzten die Griechen ebenso wie die Römer, nicht weniger aber auch die Juden. Ein armer, bescheidener Philosoph wie Sokrates dagegen, der lieber Unrecht leiden als Unrecht tun wollte und dem es nur um geistige Reichtümer ging, war in der Antike eine große Ausnahmegestalt.

In dieser Hinsicht wie in so mancher anderer bedeutete das Auftreten und das Evangelium Jesu eine Revolution.[21] Er brachte wirklich die Umkehrung der Werte. Warum sollte er, der doch ohne Sünde war, sich der Taufe Johannes des Täufers

---

[19] Vgl. Ps 131; Spr 3,34 (LXX!); 11,2; 16,19; Sir 3,17–20; 10,14; 13,20; 12,5; Jes 57,15; 66,2; Zef 2,3; 3,12; Sach 9,9. W. Grundmann, Art. ταπεινός etc.: ThWNT 8 (1969) 1–27, hier 9–15; THAT 2, 341–350, hier 345–350.

[20] Vgl. z.B. Hdt. VI 126–130, zitiert und kommentiert bei: M. Stahl, Gesellschaft und Staat bei den Griechen: Archaische Zeit, Paderborn u.a. 2003, 49–55. Er spricht von „negativer Aristie“ (ebd. 54).

[21] Vgl. M. Reiser, Ethik und Anthropologie in der Spruchweisheit Jesu: TThZ 126 (2017) 58–82. Zur Demut ebd. 74–78.

unterziehen, die eine Taufe der Umkehr zur Vergebung der Sünden war (Mk 1,4), – wenn nicht aus Demut? Im Heilandsruf nennt er sich selbst „sanftmütig und demütig von Herzen“ (Mt 11,29). Am Beispiel vom Pharisäer und Zöllner im Tempel stellt er die Haltung des demütigen Sünders der Haltung der Selbstgerechtigkeit gegenüber (Lk 18,9–14). Das Gleichnis schließt mit der bekannten Sentenz: „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.“[22] Auch das Wort über die Art und Weise, wie man es im Jüngerkreis zu etwas bringt und die erste Stelle einnimmt, erläutert Jesus durch das eigene Beispiel: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen und sein Leben als Lösegeld zu geben für viele“ (Mk 10,45). Er erklärt ausdrücklich, dass es im Jüngerkreis nicht so zugeht, wie üblicherweise in Staat und Gesellschaft. Dabei sagt er, zumindest nach Markus, nicht etwa: „So soll es in meiner Kirche nicht sein!“, sondern hart und kompromisslos: „So ist es bei euch nicht“ (Mk 10,43). Sollte es hier doch so sein, ist es eben nicht seine Kirche. Solche Gedanken erinnern doch sehr an die auseinandergetriebenen Hochmütigen und die Erhöhung der Niedrigen im Magnifikat.

Was Demut gegenüber den Mitmenschen ist, zeigt Jesus in der Fußwaschung beim letzten Abendmahl, die ausdrücklich als nachzuahmendes Beispiel bezeichnet wird (Joh 13,15). Am Kreuz wird seine Demut überdeutlich, als er von Spöttern aufgefordert wird, sich selbst zu retten und vom Kreuz herabzusteigen (Mk 15,29–32). Er hätte es können, aber er tat es nicht. Das ist vielleicht seine größte Tat. Bei seiner Wiederkunft am Jüngsten Tag wird der Herr nach einem Wort bei Lukas seine Bediensteten, die ihn treu und beharrlich erwartet haben, zu Tisch bitten und persönlich bedienen (Lk 12,37).

---

[22] Vgl. Lk 14,11; Mt 23,12.

Auch für Paulus ist Christus das große Vorbild der Demut. Die Philipper fordert er auf: „Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den andern höher als sich selbst ...“. Zur Begründung und Erläuterung führt er in hymnischen Worten Christus selbst an, der von sich aus auf seine göttlichen Vorrechte verzichtet hat und eben darum über alle erhöht wurde (Phil 2,3–11). Diese Haltung empfielt er auch den Römern: „Seid eines Sinnes untereinander; strebt nicht nach den hohen Dingen, sondern lasst euch von den niedrigen einnehmen; haltet euch nicht selbst für klug und weise“ (12,16). Und im 1. Petrusbrief lesen wir: „Ordnet euch den Ältesten unter! Alle aber begegnet einander in Demut, denn Gott tritt Stolzen entgegen, Demütigen aber schenkt er seine Gnade.“[23] Die frühchristliche Tradition mag das Motiv noch eigens betont haben, aber erfunden hat sie es sicher nicht, denn es widerspricht dem antiken Ethos allzu radikal. Übrigens wird in der christlichen Tradition auch Mose als Vorbild der Demut begriffen, weil es in der Septuaginta von ihm heißt, er sei sanftmütiger gewesen als alle anderen Menschen auf Erden.[24]
Demut hat nach den zitierten Beispielen tatsächlich etwas mit Selbsterniedrigung zu tun, ja sie besteht schon vom griechischen Wort her in freiwilliger oder bewusst gewählter Niedrigkeit. Der Demütige lässt sich wirklich vieles gefallen, was andere sich nie bieten lassen würden. Aber das geschieht nicht aus Schwäche oder Unterwürfigkeit, sondern aus innerer Überlegenheit. Der Demütige hat manches einfach nicht nötig. Er muss nicht immer protestieren, wenn er zurückgesetzt oder ungerecht behandelt wird. Er kann vieles mit einem stillschwei-

---

[23] Die Begründung ist ein Zitat: LXX Spr 3,34.

[24] LXX Num 12,3. So auch Philo, Mos II 279. Auch in Sir 45,4 wird er als sanftmütig bezeichnet. Vgl. Th. Heither OSB, Biblische Gestalten bei den Kirchenvätern: Mose, Münster 2010, 209–215.

genden Lächeln abtun. Und nur diese Haltung kann sozialen Frieden schaffen. Entscheidend ist die Freiwilligkeit. Andere demütigen ist natürlich immer falsch.
Um diese Umwertung der Werte richtig einzuschätzen, müssen wir uns zunächst klar machen, wogegen sich die Demut richtet. Ihr Widerpart ist der im Magnifikat so deutlich verurteilte Hochmut. Hochmut ist der gesamten christlichen Tradition zufolge der Ursprung und Wurzelgrund aller Sünden; das einzige Heilmittel dagegen und die Mutter aller Tugenden ist die Demut.[25] In Dantes „Göttlicher Komödie" müssen die Hochmütigen, unter Lasten gebeugt, auf der ersten Stufe des Läuterungsberges sich ihren Stolz abgewöhnen, indem sie Reliefbilder mit Beispielen der Demut und des Hochmuts betrachten.[26] Hochmut und Stolz sind von einem Schwarm weiterer Untugenden umgeben. Dazu gehören falsche Empfindlichkeit, Überheblichkeit, Einbildung, Rechthaberei, Selbstgerechtigkeit, Selbstüberschätzung, Selbstgefälligkeit, Eitelkeit, Geltungsdrang und Arroganz. Der Stolze kann keinen Fehler zugeben und lässt sich nichts sagen, schon gar nicht von Untergebenen. Nur die Demut bringt den Menschen zur ehrlichen Selbsteinschätzung, zur Einsicht in Fehler, Beschränktheiten und Schwächen, zur Umgänglichkeit und zur Liebe gegen den Nächsten, und sei dieser Nächste sein Feind. Das zeigt schon eine ganz schlichte Beobachtung, die Thomas von Kempen in einer kleinen Schrift zum Lob der Demut macht: „Zwei Demütige harmonieren gut miteinander, zwei Stolze streiten sich auch um belanglose Dinge" (Duo humiles bene concordant, duo superbi pro vili etiam re contendunt).[27] Das ist Alltagserfahrung. Kein menschlicher Typus ist überall so unbeliebt wie

[25] Annie Kraus, Über den Hochmut, Frankfurt a.M. 1966.
[26] Dante Alighieri, Die Göttliche Komödie, 2. Teil, 10.–12. Gesang.
[27] Thomas von Kempen, De imitatione Christi. Nachfolge Christi und vier andere Schriften, München 1966, 36 (S. 500).

der Überhebliche, der Selbstgerechte oder der Anmaßende, der verlangt, dass sich alles nach ihm richtet. Wenn zwei sich streiten, sei es in der hohen Politik, in gesellschaftlichen Gruppen, in Familien oder wo immer: was den Streit zum Äußersten, vor den Richter, ja zum Krieg kommen lässt, ihn immer neu anfacht und am Leben erhält, sind Hochmut und Stolz. Die Bildung von Nationalstaaten mit einem übertriebenen Selbstbewusstsein hat zu den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts geführt.

Was bedeutet das alles nun für das Magnifikat und die Demut der niedrigen Magd? Die kirchliche Tradition fand einen Anknüpfungspunkt für die Hochschätzung der Demut im Magnifikat. Sie beginnt mit dem ersten großen Schriftausleger der Kirche im 3. Jahrhundert, Origenes. Er schreibt in seiner Homilie zum Magnifikat: „Auf was für eine Niedrigkeit Marias hat denn der Herr geschaut? Was hatte die Mutter des Heilands an Niedrigem und Kleinem an sich, wo sie doch den Sohn Gottes in ihrem Schoß trug?“ Und er antwortet auf diese Frage: „Damit will Maria sagen: Gott hat auf mich niedrige geschaut, *weil ich nach der Tugend der Sanftmut und Selbsterniedrigung strebe*.“[28] Diese Auslegung des Origenes wird auch in der *Catena aurea* des Thomas von Aquin zitiert.[29] Origenes deutete die Niedrigkeit der Magd im Magnifikat demnach als die innere Haltung der Demut, die Maria erstrebt. Dabei hat er offensichtlich noch kein geläufiges Wort für diese Haltung; er umschreibt sie mit „Sanftmut und Selbsterniedrigung“. Und als Beleg dafür, dass diese Haltung eine Tugend ist, verweist er auf das schon zitierte Wort Jesu, eines seiner schönsten und bis heute beliebtesten Worte: „Kommt alle zu mir, ihr Mühseligen

[28] Orig., h. in Lc 8,4f (Fontes Christiani 4/1, hg. und übersetzt von H.-J. Sieben SJ, 120–123). Ich habe kleine Verbesserungen an der Übersetzung vorgenommen.

[29] Thomas v.A., Catena aurea zu Lk 1,48 (I 16).

und Beladenen, ich will euch erquicken! Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen. So werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch ist milde und meine Last ist leicht“ (Mt 11,28–30). Dieses Wort nennt man in der Tradition der Lutherbibel sehr schön den Heilandsruf. Hier bezeichnet Jesus sich selbst als „sanftmütig“ – die Einheitsübersetzung schreibt leider „gütig“ – und „demütig von Herzen“. Die Übersetzung mit „demütig“ ist eigentlich schon eine Verdeutlichung, denn genau genommen heißt es einfach „niedrig von Herzen“. Durch den Zusatz „von Herzen“ wird deutlich, dass mit dieser „niedrigen Gesinnung“ eine innere Haltung gemeint ist, und zwar eine positive Haltung, deren Vorbild Jesus selbst sein möchte. Das bedeutet eine grundlegende Umwertung des ganzen antiken Wertesystems. Um sie begrifflich auszudrücken, musste der griechische Begriff des „Niedrigen, Gemeinen“ umgepolt und positiv als Demut verstanden werden.

Maria zeigte ihre Demut schon in ihrer Antwort auf die Botschaft des Engels: „Siehe, ich bin die Magd [wörtlich: die Sklavin] des Herrn. Mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk 1,38). In dieser Antwort äußert sich nach Ambrosius die Demut Marias, und er meint: „Sie, die den Sanftmütigen und Demütigen gebären sollte, musste auch selbst Demut zeigen.“[30] Er bezieht sich also wie Origenes auf die Selbstaussage Jesu im Heilandsruf. Und Beda Venerabilis meint: „Wie durch den Hochmut unserer ersten Mutter der Tod in die Welt eintrat, so wurde durch die Demut Marias dem Leben der Zugang aufs Neue eröffnet. Das war ganz passend.“[31] Und deshalb ist es wiederum ganz pas-

[30] Ambrosius, in Lc II 16 (zu Lk 1,38) (CSEL 32/4, 50). Auch zitiert in der Catena aurea des Thomas von Aquin, in Lc I 12.

[31] Beda, In Lucae evangelium expositio (CChr.SL 120) 37 (zu Lk 1,48): Decebat enim ut sicut per superbiam primae nostris parentis mors in mundum intravit ita denuo per humilitatem Mariae vitae introitus panderetur.

send eine Darstellung der Verkündigungsszene, die auf Dantes Läuterungsberg den Hochmütigen als erstes Bild zur Betrachtung aufgegeben ist.[32]

Dass Maria im Magnifikat von sich als *demütiger* Magd spricht, blieb die ungebrochene Tradition der Kirche bis zum Jahr 1516, als Erasmus von Rotterdam seine Ausgabe des Neuen Testaments veröffentlichte. In einer Anmerkung weist er erstmals darauf hin, dass das Wort ταπείνωσις das sozial Schwache meine und nicht eine Tugend der Seele.[33] Darin hat Erasmus, rein philologisch betrachtet, zunächst einmal recht, und das ist auch der Grund, warum die Übersetzungen seither mit seltenen Ausnahmen bei der „Niedrigkeit" bleiben. Auf diese Beobachtung stützt sich auch Martin Luther in seiner berühmten Auslegung des Magnifikat, aus der ich schon zitiert habe.[34] Seiner Ansicht nach geht es in der Aussage von der Niedrigkeit seiner Magd, die Gott angesehen hat, um den verachteten, niedrigen Stand Marias, nicht um ihre Demut. Dabei hat Luther gar nichts gegen die Demut, im Gegenteil, er hält sie für eine grundlegende Tugend.[35] Und Maria war seiner Ansicht

---

[32] Dante, Göttliche Komödie 10,28–45. Die Bilderserie mit Beispielen des Hochmuts zu Beginn des 12. Gesangs.

[33] Novum Instrumentum von 1516 zu Lk 1,48. Immerhin muss man darauf hinweisen, dass dieses Wort im Sprachgebrauch der griechischen Kirchenväter die Bedeutung Demut angenommen hat und in diesem Sinn oft gebraucht wird (vgl. Lampe, PGL s.v.). Im Kapitel über die Demut in der *Scala Paradisi* von Johannes Klimakos werden ταπεινοφροσύνη und ταπείνωσις als austauschbare Begriffe gebraucht. Vgl. die Ausgabe von Pietro Trevisan Kapitel 25.

[34] Vgl. Martin Luther, Ausgewählte Schriften, hg. von K. Bornkamm und G. Ebeling, Frankfurt a.M. 1982, Bd. 2, 115–196, hier 137–152 zu Lk 1,48. Hier übersetzt Luther: „Denn er hat angesehen die Nichtigkeit seiner Magd."

[35] Dabei ist er beeinflusst von Johannes Tauler. Vgl. D. Blum, Der katholische Luther: Begegnungen – Prägungen – Rezeptionen, Paderborn, 40–43 und Register s.v.

nach von so großer Demut, dass ihr diese gar nicht bewusst war. Es sei doch unmöglich, dass Maria sich ihrer Demut *rühme*. Dann ist es allerdings auch unmöglich, dass sich Jesus seiner Demut rühmt in dem zitierten Heilandsruf, den Luther in diesem Zusammenhang merkwürdigerweise gar nicht erwähnt.
Nun ist es natürlich offenkundig, dass es sich in beiden Fällen, sowohl bei Maria als auch bei Jesus, nicht um ein Angeben mit der Demut handelt. Aber Luther geht es um etwas anderes. Er möchte einfach nicht, dass der Mensch sich irgendein Gut als selbsterworben einbildet, da jedes Gut und jede Tugend ganz und gar ein Geschenk Gottes sei. Alles Gute, was wir an uns haben, haben wir allein aus Gnade. Das ist ja ganz richtig, aber Luther übertreibt die Unfähigkeit des Menschen, in irgendeiner Weise der Gnade Gottes entgegenzukommen. Diese Neigung zum Übertreiben, die sich immer wieder bei ihm zeigt, ist vielleicht sein größter Fehler. Der Mensch muss sich der Gnade Gottes doch mindestens öffnen, sonst kann sie nicht an ihm wirken. Wer die Haltung der Demut gar nicht anstrebt und immer wieder von Gott erbittet, der wird sie nie erlangen. Nun weiß Luther durchaus, dass „nicht die Dinge, sondern wir verwandelt werden müssen in Gemüt und Sinn“ und dass wir wie Maria „hohe Dinge verachten und fliehen und niedrige achten und suchen“ sollen.[36] Aber das zu bewerkstelligen müssen wir seiner Ansicht nach Gott ganz allein überlassen.
Müssen wir also den Gedanken an die Demut Marias im Magnifikat fallen lassen? Da kommt einem doch wenigstens ein Einwand: Ist es nicht auffällig, dass der Gegentypus zu den Demütigen, die Stolzen und Überheblichen, in diesem Lied mit so scharfen Worten verurteilt wird? Müssen wir das Wort Marias, das sich tatsächlich auf ihre soziale Niedrigkeit bezieht, nicht doch als Äußerung ihrer Demut als „Magd des Herrn“ (Lk

[36] M. Luther, Magnificat (Anm. 34) 142.

1,38) verstehen? Viele Exegeten haben es getan, und wie mir scheint, mit Recht.[37] Maria selbst spricht zwar nur von ihrer Niedrigkeit, aber *wir* sehen eben darin einen Ausdruck ihrer Demut.

Hätte sie ohne diese Demut all das hingenommen, was ihr der eigene Sohn später zumutete? Immer wieder beobachten wir eine für uns befremdliche Schroffheit Jesu ihr gegenüber, die sie vor Ostern unmöglich verstehen konnte. „Kind, wie konntest du uns das antun?“ fragt Maria den Zwölfjährigen nach dreitägiger Suche. Und seine Antwort: „Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr denn nicht ...?“ (Lk 2,48f). Als sie ihn Jahre später zusammen mit seinen Brüdern nach Hause holen will und rufen lässt, anwortet er: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?“ (Mk 3,33). Das konnte man damals nur als Affront auffassen. Als bei einer seiner Predigten eine Frau ihm zuruft: „Selig die Frau, deren Leib dich getragen und deren Brust dich genährt hat!“, reagiert Jesus wieder ganz ähnlich: „Selig vielmehr die, die das Wort Gottes hören und es befolgen“ (Lk 11,27f). Und in Kana antwortet er auf ihre sanfte Anregung: „Was willst du von mir, Frau?“ (Joh 2,4). Nur große Demut konnte solche Schroffheiten hinnehmen und geduldig warten, bis sich alle Rätsel lösten.

Vielleicht darf man in diesem Zusammenhang auch fragen: Ist es denn wirklich nur die Niedrigkeit dieser Jungfrau, ihre niedrige soziale Stellung als Verlobte eines armen Zimmermanns,

---

[37] So z.B. J. Maldonado, Commentarii in quatuor evangelistas, hg. von J.M. Raich, Mainz 1874, Bd. 2, 58f; H. Schürmann, Das Lukasevangelium. Erster Teil, Freiburg u.a. ^{3}1984, 73f; F. Jung, ΣΩΤΗΡ. Studien zur Rezeption eines hellenistischen Ehrentitels im Neuen Testament (NTA. NF 39), Münster 2002, 265–272. Weitere Vertreter bei J. Knabenbauer S.J., Evangelium secundum Lucam (Anm. 2) 86f. Vgl. auch die Zeugnisse bei A. Ziegenaus, Art. Demut Marias: Marienlexikon 2 (1989) 167–169.

die Gott dazu gebracht hat, sie zur Mutter seines Sohnes zu erwählen? Da hätte Gott doch wohl noch viele brave, arme Mädchen zur Auswahl gehabt. An Maria musste noch etwas ganz Besonderes sein, dass Gott gerade sie erwählte. Und das war eben doch ihre vollkommene Demut. Allein dieser Demut konnte Gott sich anvertrauen. Und so darf ich zum Schluss den syrischen Dichter und Bischof Jakob von Sarug (oder Batnä) zitieren, der 521 n.Chr. gestorben ist:
„In Furcht und Staunen will ich von Maria reden, zu welch großer Würde diese Tochter der Erde aufgestiegen ist. Es ist klar, dass Gott aus Gnade zur Erde herabgestiegen ist. Maria aber durfte ihn aufnehmen, weil sie ganz besonders rein war. Er sah ihre Demut, ihre Sanftmut und Reinheit an, und er wohnte in ihr. Denn er weilt gern unter den Demütigen. Er sah, dass sie unter allen Menschen die Demütigste war; und deshalb wohnte er in ihr. Sie sagt es ja selbst, dass er auf ihre Niedrigkeit geschaut und in ihr gewohnt hat. Weil Gott an ihr Wohlgefallen fand, soll sie gepriesen sein. Die Demut ist der Gipfel der Vollkommenheit. Denn je größer die Nähe ist, aus der ein Mensch Gott schaut, desto mehr kommt er sich gering und klein vor. Durch die Demut haben die Heiligen aller Zeiten Wohlgefallen bei Gott gefunden, denn sie ist die gut befestigte Straße, auf der die Menschen zu Gott gelangen. Aber so tief wie Maria hat nie ein Mensch die Demut gekannt. Und deshalb ist klar, dass auch kein Mensch so hoch wie sie erhöht wurde.“[38]

[38] Zitiert nach: Kirchenväterauslegungen zum Lesejahr A, zusammengestellt für die Stundenliturgie der Abtei Mariendonk, zum 8. Dezember. Vgl. Texte der Kirchenväter. Eine Auswahl nach Themen geordnet, hg. von A. Heilmann und H. Kraft, Bd. 2, München 1963, 252f.

„Die Heilige Familie“

Christian Schulz

Sicher ruft schon der Begriff als solcher – „Die Heilige Familie“ – bei denen, die mit der religiösen Sprach- und Bildwelt im wesentlichen vertraut sind, ganz bestimmte Empfindungen hervor. Uns allen ist klar: Reden wir von *der* Heiligen Familie, so geht es – im Unterschied zum erweiterten Kreis der heiligen Sippe, wie er in der darstellenden Kunst durch Jahrhunderte hindurch auch immer wieder begegnet –, allein um diese drei Personen: Jesus, Maria und Josef (allenfalls gelegentlich erweitert durch Elisabeth und den Johannesknaben).
In der christlichen Ikonographie löst sich die Gruppe der Heiligen Familie aus Narrativszenen der Kindheitsgeschichte Jesu (Geburt Christi, Flucht nach Ägypten, Rückkehr nach Nazareth) als eigenständiges Bildthema erst im späteren Mittelalter heraus. Zusammenhängend mit einer – besonders auch unter franziskanischem Einfluss stehenden – zunehmend auf das Jesuskind ausgerichteten Frömmigkeit, wird das Alltagsleben der Heiligen Familie dargestellt. Dazu gehört vor allem die Arbeit in Josefs Werkstatt ebenso wie andere häusliche Tätigkeitsfelder. Dieser Bildtypus findet seinen künstlerischen Höhepunkt in der Renaissance und im Frühbarock. Hier erstehen bildhaft

immer wieder Szenen mit bürgerlich-idyllischem Einschlag. Joseph wird darin meist sinnend, zuweilen auch bei handwerklicher Tätigkeit dargestellt. Mit dem Bild des „Heiligen Wandels“ präsentiert die Neuzeit zudem die Vorstellung einer irdischen und einer himmlischen Dreifaltigkeit: Der kindliche bzw. jugendliche Jesus wird an der Hand zwischen Maria und Josef geführt und in der Regel in vertikaler Achse erscheinen Gottvater und der Hl. Geist über dem Jesusknaben angeordnet.[1] Auf die der theologischen Tradition nicht fremde, aber doch auch umstrittene Analogie zwischen dem dreieinigen Schöpfer und der von ihm erschaffenen menschlichen Familie, die in der Darstellung der Heiligen Familie typologisch zum Ausdruck kommt, wird später noch zurückzukommen sein.

Die später verstärkte Rückkehr im 19. Jh. zur Darstellung der Heiligen Familie in einer stark idealisierten, wirklichkeitsfernen Häuslichkeit steht dann ganz im Zeichen der religiösen Erbauung. Als Träger einer gewissen Form von „Familienideologie“ – so Genoveva Nitz im entsprechenden Artikel der 3. Auflage des LThK – „erreicht das Bild der Heiligen Familie in der populären Kleingraphik große Verbreitung, erleidet aber eine Verflachung, da es sich in bloßen Belehrungsabsichten erschöpft“.[2]

Eine ausgesprochene Verehrung der Heiligen Familie lässt sich in ersten Ansätzen seit dem 17. Jh. in Italien, Belgien und Frankreich finden. Der erste Bischof von Quebec, der hl. Francois de Laval (1623-1708), trug besonders zu ihrer Festigung und Ausbreitung in Kanada bei. Und zeitbedingten Auftrieb erfuhr sie nach 1850 in Abwehr erstmals deutlich werdender

---

[1] Vgl. zu diesem Abschnitt besonders Genoveva Nitz, Heilige Familie, II. Ikonographie, in: LThK 4, Freiburg i.Br. ^{3}1995, Sp. 1277. S. auch Hildegard Erlemann, Die Heilige Familie. Ein Tugendvorbild der Gegenreformation im Wandel der Zeit. Kult und Ideologie, Münster 1993.

[2] Ebd.

familienfeindlicher Strömungen, da man in dem 30 Jahre währenden Leben Jesu in der Heiligen Familie ein bedeutungstiefes Mysterium und ein hilfreiches Vorbild für das vielfach gefährdete Familienleben sah. In diese Zeit, also mitten ins 19. Jh. hinein, fällt auch der Beginn zahlreich gegründeter religiöser Genossenschaften unter dem Patronat der Heiligen Familie. Ihren auch liturgisch manifesten Höhepunkt erfährt die Verehrung der Hl. Familie schließlich in dem von Papst Benedikt XV. für die Gesamtkirche verbindlich zu begehenden Fest der Heiligen Familie. Die pastorale Neuentdeckung der Familie im 19. Jh. und die Sorge um die Familien führte auch zu familienpolitischen Forderungen des kirchlichen Lehramtes. In seiner Sozialenzyklika „Rerum novarum" verlangte im Jahr 1891 Papst Leo XIII. „die Anerkennung der Eigenständigkeit der Familie von seiten des Staates" und „Lebenslohn" für die Arbeiter, damit sie den Unterhalt ihrer Familien sichern können. Papst Pius XI. bestätigte in seiner Sozialenzyklika „Quadragesimo anno" aus dem Jahr 1931 diese Forderungen und versuchte mit der Eheenzyklika „Casti connubii" (1930) „innerhalb der alten staatlichen Ordnung Ehe und Familie zu retten". Aus eben demselben Motiv, die Familien vor familienfeindlichen Tendenzen zu schützen, wurden das Leitbild der Heiligen Familie forciert und familienpolitische Forderungen formuliert.

Wenn wir nun eine kurze Weile innehalten, um die Heilige Familie in dieser klassischen Konstellation „Jesus – Maria – Josef" vor unseren geistigen Auge zu visualisieren, dann – so bin ich überzeugt – werden bei uns allen ganz ähnliche Szenen aufscheinen. In unserer Vorstellung sind wir bereits geprägt – und zwar in einem ganz erheblichen Maße eben durch die Art und Weise, wie die heilige Familie in früheren Zeiten verstanden, abgebildet und in gewisser Hinsicht auch – und das ist jetzt ganz sachlich gemeint – instrumentalisiert wurde, um echte, vermeintliche und ersehnte Realität auszudrücken und Inhalte

zu transportieren. Darüber hinaus wird auch unsere eigene, ganz persönliche Erfahrung mit Familie, wie sie für uns alle ja ohne Ausnahme existenziell ist, den Blick auf die Heilige Familie beeinflussen. Der eine mag sehnsuchtsvoll auf diese oft in so idyllischer Eintracht dargestellte Kleinfamilie schauen. Ein anderer wird sich mit seinem Leben in ihr wiederfinden, z.B. im Bestehen der Herausforderungen des alltäglichen Lebens, wie es beispielsweise mit dem Einblick in Haus- und Werkstatt der Heiligen Familie eröffnet wird. Vielleicht aber fühlen sich nicht wenige auch abgestoßen von dem Motiv der Heiligen Familie in einer nur scheinbar ach so heilen Welt. So formuliert Karl Heinz Schmitt sehr zugespitzt, aber ganz gewiss nicht ohne Grund in einem Beitrag zur Theologie der Familie: „Die Heilige Familie von Nazareth mit dem gerne, genau und geschwind gehorchenden Jesuskind, der in Demut der Familie dienenden Mutter Gottes und dem fleißig-fürsorglichen Nährvater Josef löst heute allerdings eher Verlegenheit aus, als dass es faszinierende Anziehungskraft ausübt.“[3]

Versuchen wir nun eine Annäherung an die Wirklichkeit der Heiligen Familie und vor allem an das, was sie – ganz zeitlos – unserer Zeit noch bzw. wieder zu bedeuten vermag. Dabei mögen folgende, übergeordnete Punkte dem Ganzen ordnende Gliederung verleihen:

1. *Die* heilige Familie – Jesus, Maria und Josef
2. Die natürliche Familie in ihrer übernatürlichen Berufung

---

[3] Karl Heinz Schmitt, Christen sind Glaubensverwandte - nicht Blutsverwandte. Ein Beitrag zur Theologie der Familie, in: Johann Michael Gleich (Hrsg.), Familie heute. Aktuelle Lage, Orientierungen und Hilfestellungen, Schriften der KatHO NRW Bd. 11, Opladen 2009, 67-79, hier: 71.

1. *Die* Heilige Familie – Jesus, Maria und Josef

Wenn wir von *der* Heiligen Familie sprechen, also vom menschgewordenen Gottessohn, von Maria, der Jungfrau und Mutter, und von Josef, dem Mann der Jungfrau Maria und Nährvater Jesu, dann wird uns zuerst und vor allem das Besondere dieser Familie vor Augen stehen und zugleich bewusst bleiben müssen. Hans Urs von Balthasar hat diese Einzigartigkeit in einer Radiopredigt zum Fest der Heiligen Familie einmal sehr treffend auf den Punkt gebracht: „Seltsame Familie, in der eigentlich keiner das ist, was er zunächst nach außen zu sein scheint (…).“[4] „Seltsame Familie also, die nicht durch die Bande menschlicher Geschlechtlichkeit, sondern durch die eines göttlichen Auftrags und Heilsplans zusammengefügt und beisammengehalten wird.“[5]

Bis heute ist das Fest der Heiligen Familie geprägt durch die Verkündigung von Perikopen aus der Kindheitsgeschichte Jesu. Die derzeit geltende Leseordnung sieht hierfür vor, dass als Evangelientext innerhalb der Eucharistiefeier im Lesejahr A die Geschichte der Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten und die Rückkehr aus Ägypten nach Nazareth (Mt 2,13-15.19-23), im Lesejahr B der Bericht der Darstellung Jesu im Tempel (Lk 2,22-40) und im Lesejahr C die Perikope vom zwölfjährigen Jesus im Tempel (Lk 2,41-52) gelesen wird. In den Gebeten wird ausgesagt, dass Gott in der Heiligen Familie ein „leuchtendes Vorbild“ geschenkt hat, das es nachzuahmen gilt. Das Tagesgebet lautet: „Herr, unser Gott, in der Heiligen Familie hast du uns ein leuchtendes Vorbild geschenkt. Gib unseren Familien die Gnade, dass auch sie in Frömmigkeit und Ein-

---

[4] Hans Urs von Balthasar, Heilige Familie. Einheit des Disparaten, in: Ders., ‚Du krönst das Jahr mit deiner Huld‘. Radiopredigten, Einsiedeln 1982, 262-266, hier: 263.

[5] Ebd., 264.

tracht leben und einander in der Liebe verbunden bleiben. Führe uns alle zur ewigen Gemeinschaft in deinem Vaterhaus.“ Und das Schlussgebet formuliert als Anliegen: „Gott, unser Vater, du hast uns mit dem Brot des Himmels gestärkt. Bleibe bei uns mit deiner Gnade, damit wir das Vorbild der Heiligen Familie nachahmen und nach der Mühsal dieses Lebens in ihrer Gemeinschaft das Erbe erlangen, das du deinen Kindern bereitet hast.“

Worin mag nun die besondere Vorbildhaftigkeit der Heiligen Familie, wie sie uns im Zeugnis der Evangelien begegnet, liegen? Zum einen besteht die Schwierigkeit, dass uns aufs Ganze gesehen doch nur sehr spärlich und dies auch nur äußerst punktuell begrenzt auf wenige kleine Zeitfenster ins Leben der Heiligen Familie Einblick gewährt wird. Zum anderen wird zu bedenken sein, dass die Autoren der Evangelien ganz gewiss kein eigentliches Interesse an familienethischen Aussagen hatten – und selbst, wenn man solche herausarbeiten wollte, so wären diese doch immer auch noch im Lichte ihrer Zeit- und Ortsgebundenheit zu deuten und nicht einfachhin in eine jeweilige Jetztzeit mit veränderten Rahmenbedingungen zu übertragen. Den Perikopen, die die Familie Jesu erwähnen, kommt ohne Zweifel in erster Linie heilsgeschichtliche Bedeutung zu. Mit der Wahrnehmung dieser Einsicht ist aber zugleich auch untrennbar eine weitere, ungemein wichtige Erkenntnis verbunden: es ist gerade die Inkarnation, also die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus aus der Jungfrau Maria und damit sein Kommen in die „Geschichte der Menschen“, das das damalige hier und jetzt als vorfindliche Grundlage voraussetzt und durchwirkt. Es geht also damals wie heute immer um konkrete Menschen und konkretes Leben. Und so ist bei allem heilsgeschichtlichen Interesse der Evangelisten der, wie man oft so schön sagt „Sitz im Leben“ und näherhin hier der Sitz im wirklichen Leben der Heiligen Familie dennoch nicht zu vernachlässigen. Ich selbst mache mir an dieser Stelle – ohne in Ein-

zelheiten exegetischer Auseinandersetzungen eintreten zu wollen – hinsichtlich der Kindheitsgeschichte Jesu in den Evangelien schlicht und einfach jene Position zu eigen, die Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI. in seinem Büchlein „Jesus von Nazareth – Prolog, Die Kindheitsgeschichten" unter Bezug auf die matthäische Überlieferung vertritt. Bei dieser handele es sich nicht um „eine in Geschichten gekleidete Meditation, sondern umgekehrt: Matthäus erzählt uns wirkliche Geschichte, die theologisch bedacht und gedeutet ist, und hilft uns so, das Geheimnis Jesu tiefer zu verstehen."[6]

Die Geburt eines Kindes ist immer der Anfang einer Familie. Die Geburt Jesu in Bethlehem gab dieser Familie, die in der Geschichte der Menschheit einzigartig und außergewöhnlich dasteht, den Anfang. In dieser Familie kam der Sohn Gottes zur Welt, wuchs auf und wurde erzogen: er war empfangen und geboren worden von der Jungfrau-Mutter; er wurde gleichzeitig, von Anfang an, der echt väterlichen Fürsorge des Tischlers Josef aus Nazareth anvertraut, der vor dem jüdischen Gesetz der Ehemann Marias war und wert gefunden wurde, ihr Bräutigam und der väterliche Beschützer des mütterlichen Geheimnisses seiner Braut zu sein. Die Familie von Nazareth ist, wie der heilige Papst Johannes Paul II. einmal sagte, „in der Tat das höchste Vorbild, an dem sich die Heiligkeit der Familien orientieren kann"[7], weil diese Familie „gleichzeitig eine Menschenfamilie" ist. „Die Heiligkeit prägt dieser Familie (…) einen einmaligen (…) und übernatürlichen Charakter ein. Und gleichzeitig können wir all das, was sich von jeder Menschenfamilie[8], von ihrer Natur, ihren Pflichten, ihren Schwierigkeiten sagen lässt, auch von dieser Heiligen Familie sagen."[9]

[6] Joseph Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Prolog - Die Kindheitsgeschichten, Freiburg i. Br. 2012, 126.
[7] Johannes Paul II., An eine Pfarrei, Rom, 31.12.1978; OR 2/79.
[8] Ders., Generalaudienz, Rom, 3.1.1979; OR 2/79.
[9] Ebd.

Nach dem Zeugnis des Neuen Testamentes trug das Leben der Heiligen Familie keinerlei idyllische Züge. Gott brach in die Beziehung der beiden Verlobten ein. Joseph wollte sich heimlich von Maria lossagen, als er ihre Schwangerschaft bemerkte. Im Traum über den göttlichen Ursprung des Kindes belehrt sollte Joseph ihm den Namen Jesus (Gott rettet) geben. Wieder im Traum erhält Joseph den Auftrag, seine Familie durch die Flucht zu retten. Mit der Weissagung des greisen Simeon an Maria: „Dir selbst aber wird ein Schwert durch die Seele dringen“ (Lk 2,35), wird die Offenheit der Heiligen Familie für Gottes Verfügungen zur blutenden Wunde. Das Leben der Heiligen Familie steht bereits von Anfang an unter dem Opfer auf Golgotha. Die Selbstverständlichkeit, mit der der Zwölfjährige den göttlichen Vater als den Seinen benennt, bleibt den Eltern unverständlich. Schließlich wird Jesus bei seinem öffentlichen Auftreten in der Heimat seine Familie als Gegenbeweis zu seiner Sendung vorgehalten: „Ist das nicht Jesus, der Sohn Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie kann er jetzt sagen: Ich bin vom Himmel herabgekommen?“ (Joh 6,42). Joseph wird mit dem öffentlichen Wirken Jesu im Neuen Testament nicht mehr erwähnt, was in der Tradition als ein Hinweis auf seinen Tod in der Jugendzeit Jesu gedeutet wurde. Maria weist der Herr vom Kreuz her eine neue Familie zu: Jesus übergibt sie Johannes und damit den Aposteln und der ganzen Kirche als Mutter. Hier wird ein Zug der gesamten Sendung Jesu, seiner Existenz und seiner Verkündigung, signifikant deutlich: Das Eintreten in das in Ihm anbrechende Reich Gottes stellt eine ganz und gar neue Lebenswirklichkeit dar, die immer wieder erkennbar auch die verwandtschaftlichen Familienbeziehungen relativiert, dies aber dergestalt, dass Jesus an keiner Stelle die Blutsbande der natürlich vorgegebenen Familie auflösen will: „Vielmehr verheißt er die Geborgenheit in einer neuen Gemeinschaft. Diese soll kein Ersatz der eigenen Fami-

lie sein, sondern eine Erweiterung."[10] Im Idealfall nicht Auflösung, sondern Transformation: das Überführen des Natürlichen in eine neue, übernatürliche Dimension als Ziel und zugleich als Quellgrund gestalterischer Kraft.
Im nachsynodalen Apostolischen Schreiben *Amoris laetitia* (65 und 66) über die Liebe in der Familie werden die mit der Geschichte der Heiligen Familie verwobenen Grundhaltungen als deren innerste Lebensprinzipien vorgestellt:
„65. Die Inkarnation des Wortes in einer menschlichen Familie in Nazareth erschüttert mit seiner Neuheit die Geschichte der Welt. Wir müssen uns in das Geheimnis der Geburt Jesu vertiefen, in das „Ja" Marias bei der Verkündigung des Engels, als das Wort in ihrem Schoß aufkeimte; auch in das „Ja" Josefs, der ihm den Namen Jesus gab und sich um Maria kümmerte; in das Fest der Hirten bei der Krippe; in die Anbetung der Sterndeuter; in die Flucht nach Ägypten, bei der Jesus am Schmerz seines ins Exil geschickten, verfolgten und gedemütigten Volkes Anteil nimmt; in die religiöse Erwartung des Zacharias und in die Freude, welche die Geburt Johannes des Täufers begleitet; in die für Simeon und Hanna erfüllte Verheißung im Tempel und in die Bewunderung der Lehrer, als sie die Weisheit des heranwachsenden Jesus vernahmen. Und später müssen wir vordringen in die dreißig langen Jahre, in denen Jesus sein Brot mit seiner Hände Arbeit verdiente, dabei mit verhaltener Stimme das Gebet und die gläubige Überlieferung seines Volkes rezitierte und sich im Glauben seiner Väter fortbildete, bis er ihn im Geheimnis des Reiches Frucht bringen ließ. Das ist das Mysterium der Geburt und das Geheimnis von Nazareth, erfüllt vom Wohlgeruch der Familie! Es ist das Mysterium, das Franziskus von Assisi, Thérèse vom Kinde Jesus und Charles de Foucauld so

[10] Karl Heinz Schmitt, Christen sind Glaubensverwandte (Anm. 3), 70.

sehr faszinierte und an dem sich auch die christlichen Familien laben, um ihre Hoffnung und ihre Freude zu erneuern
66. Der Bund der Liebe und der Treue, aus dem die Heilige Familie von Nazareth lebt, erleuchtet das Prinzip, das jeder Familie Gestalt gibt und sie befähigt, den Wechselfällen des Lebens und der Geschichte besser zu begegnen. Auf dieser Grundlage kann jede Familie auch in ihrer Schwachheit ein Licht im Dunkel der Welt werden. ‚Hier lernen wir, wie Familie zu leben ist. Nazareth lehre uns, was eine Familie ist, was ihre Liebesgemeinschaft, ihre einfache und schlichte Schönheit, ihr heiliger und unverletzlicher Charakter ist. Lernen wir von Nazareth, wie angenehm und unersetzlich die Erziehung in der Familie ist: Erkennen wir, welches ihre grundlegende Rolle in der Gesellschaftsordnung ist' (Paul VI., *Ansprache in Nazareth*, 5. Januar 1964)."
Diese hier für die Heilige Familie so charakteristischen, kurz angedeuteten Eigenschaften und Haltungen sind es, die tatsächlich – ganz unabhängig von jeder zeit- und ortsgebunden Prägung – echt überzeitlichen Vorbildcharakter in sich bergen.
Greifen wir darum in Überleitung zum nachfolgenden Abschnitt „Die natürliche Familie in ihrer übernatürlichen Berufung" noch einmal die bereits zitierte Predigt Hans Urs von Balthasars zum Fest der Heiligen Familie auf: Die natürliche Familie – so von Balthasar – „ist als Struktur für das Gedeihen der Verbindung von Mann und Frau, für das Gedeihen der Kinder auf der Naturebene unerlässlich. Aber wenn sie sich nicht nach einer höheren religiösen Norm ausrichtet als den (meist egoistischen) Interessen der Einzelnen, geht sie, wie heute weltweit erwiesen ist, als Institution in die Brüche und gefährdet die Individuen aufs tiefste: statt in einem bergenden Schiff treiben sie auf einzelnen Planken mitten im Meer."[11]

[11] Hans Urs von Balthasar, Heilige Familie (Anm. 4), 265.

2. Die natürliche Familie in ihrer übernatürlichen Berufung“

Wenden wir uns zunächst dem Punkt einer *familialen Trinitätsanalogie* zu:
Bereits in der Einführung zu unserem heutigen Thema ist auf eine besondere Darstellungsweise der Heiligen Familie hingewiesen worden, nämlich auf den neuzeitlichen Bildtypus des Heiligen Wandels. Kennzeichnend für diesen sind Darstellungen der Figurengruppe von Jesus als Knaben, Maria und Joseph sowie von Gottvater und Heiligem Geist in Form einer Taube. Gottvater und Heiliger Geist befinden sich über dem Jesusknaben, der zwischen den Eltern geht. Sie bilden die vertikale Mittelachse. Die Beziehung zwischen Gott und der Heiligen Familie kann durch von Gott ausgesandte Strahlen verdeutlicht sein. Die Besonderheit der barocken Darstellung des Heiligen Wandels besteht in der Abbildung und damit Veranschaulichung einer „zweifachen Trinität“. In der horizontalen, also der irdischen Achse ist die Dreifaltigkeit der Heiligen Familie, die trinitas terrestris, in der vertikalen, also der in den Himmel führenden Achse ist die göttliche Dreifaltigkeit, die trinitas caelestis, dargestellt. Der Jesusknabe ist das verbindende Element beider Achsen. Dies wird formal und inhaltlich klar, da er den sichtbar verbindenden Schnittpunkt zwischen himmlischer und irdischer Wirklichkeit bildet.
Verstehen wir die so abgebildete Heilige Familie nun als Urbild jeder menschlichen Familie, dann stellt sich in Ausweitung des Blickfeldes von ganz allein die grundsätzliche Frage nach einer möglichen *Trinitätsanalogie* der geschaffenen Familie schlechthin.
Formaler Ausgangspunkt ist hier auf jeden Fall, dass die Trinität niemals als *Abbild* geschöpflicher Realitäten, sondern nur als ihr *Urbild* und zwar gemäß dem Prinzip *„Gott ist immer größer“* zu betrachten ist. Wenn auch die menschliche Familie als eine solche geschöpfliche Realität und konkrete Analogie erfahrungsmäßig näher liegt als die

göttliche *Communio* und sich daraus der Erkenntnis nach ein vorgeordneter Zugang anbietet, so ist letztlich in einer ganzheitlichen Sicht der Analogie das Abbild des Göttlichen unter Berücksichtigung seiner spezifisch menschlichen Ausformung im Geschöpflichen zu suchen und nicht umgekehrt. Deshalb muss – um nicht dem Anthropomorphismus zu verfallen – in der Übertragung typisch menschlicher kontingenter Momente der sozialen Realität der Familie auf die Dreifaltigkeit Zurückhaltung geübt werden. Zudem geht eine Trinitätslehre oder -analogie fehl, die wesentlich darauf abhebt, geschöpfliche Wirklichkeiten ausfindig zu machen, in denen eine Dreizahl als Einheit erscheint oder umgekehrt; und sie vermag vielen wichtigen Aspekten des christlichen trinitarischen Gottesbildes offensichtlich nicht gerecht zu werden, wie etwa der liebenden Einheit, der relationalen Ebene, dem dialogischen Charakter der Selbstmitteilung Gottes, dem innergöttlichen Communio-Leben, an dem der Mensch Anteil erhalten soll. Hinsichtlich einer historischen Sichtung des theologischen Gedankens einer familialen Trinitätsanalogie hält *Lionel Gendron* fest: „Der geschichtliche Rückblick lässt es uns erkennen: die traditionelle Theologie wusste um eine Analogie zwischen dem dreieinigen Schöpfer und der von ihm erschaffenen menschlichen Familie.“[12] Zugegebenermaßen spielte die in unterschiedlichen Ausprägungen formulierte und auch mitunter kontrovers diskutierte Analogie zwischen Trinität und Familie in der patristischen und mittelalterlichen Theologie keine zentrale Rolle, und beim Verfall der Spätscholastik verschwand sie wieder völlig aus dem Bewusstsein der Theologen. Trotz eines kurzlebigen Erwachens im sechzehnten Jahrhundert wird sie erst im zwanzigsten Jahrhundert unter der Anregung von Scheeben und dem philosophischen Personalismus ihre Blütezeit erleben, und zwar vor allem im Bereich der Trinitätstheologie und der Theologie der Ehe. Es ist hier nicht der Platz, auf

[12] Lionel Gendron, Le foyer chrétien, une église véritable?, in: Communio XI (1986), 65-83, hier: 82.

diese Entwicklungen näher einzugehen oder gar verschiedene Ansätze detaillierter darzulegen. Vielmehr soll es genügen, um das grundsätzliche Vorhandensein der Familie als Bild des dreifaltigen Lebens in der Tradition zu wissen und vor diesem Hintergrund eine Perspektive in den Blick zu nehmen, die Papst Johannes Paul II. aufgewiesen hat und die auch Eingang in lehramtliche Texte fand.
Im Katechismus der Katholischen Kirche lesen wir nun unter der Nummer 2205:
„Die christliche Familie ist eine Gemeinschaft von Personen, ein Zeichen und Abbild der Gemeinschaft des Vaters und des Sohnes im Heiligen Geist."
Eine tiefere, inhaltliche Durchdringung zu diesem Bekenntnis zur Familie als Abbild gemäß der Trinität findet sich im Brief Papst Johannes Pauls II. an die Familien vom 2. Februar 1994 zum Jahr der Familie.
Programmatisch heißt es hier in Nr. 6:
„Im Licht des Neuen Testaments ist es möglich, das Urmodell der Familie in Gott selbst, im trinitarischen Geheimnis seines Lebens, wiederzuerkennen" (BF 6).
Zwar formuliert der Papst hier zurückhaltend „es ist möglich, wiederzuerkennen", zugleich aber auch ganz klar und unzweideutig. Das Urmodellhafte Gottes in Bezug auf die Familie wird dann nicht als in einer Übereinstimmung zwischen Familie und Trinität in den ‚Personen', sondern vielmehr in einer Übereinstimmung unter dem Aspekt der Gemeinschaft von Personen vorgestellt. Entsprechend die Fortführung des Gedankens: „Das göttliche ‚Wir' bildet das ewige Vorbild des menschlichen ‚Wir'; vor allem jenes ‚Wir', das von dem nach dem Abbild und der Ähnlichkeit Gottes geschaffenen Mann und der Frau gebildet ist. Für Johannes Paul II. bildet somit die *communio personarum* den eigentlichen Vergleichspunkt zwischen Familie und Trinität. Der Schwerpunkt dieser Trinitätsanalogie liegt demnach in der interpersonalen Liebe, d.h. in der

aufrichtigen gegenseitigen Hingabe: je konsequenter die Liebenden ihre wechselseitige Bezogenheit bejahen, desto vollkommener verwirklichen sie miteinander ihr jeweiliges Personsein. Das eigentlich *Analoghafte* ist, mit anderen Worten, eine Gemeinschaft in der personalen und personalisierenden Liebe, wie *wir* sie zwar zuerst in der Gestalt der Familie erblicken, die aber *an sich* zuerst in der trinitarischen Liebesfülle urbildlich verwirklicht ist. Damit steht auch die Forderung im Raume, dass Familie sich von ihrem trinitarischen Urbild und Urquell her zu verstehen und zu gestalten hat. Bezüglich echt prokreativer Fruchtbarkeit ist das Miteinander von Gott und Mensch höchst bedeutsam. Man darf mit Recht sagen: Der dreieinige Gott beschenkt Mann und Frau in ihrem Sich-Schenken mit der Gabe des Kindes. Tatsächlich entdecken wir darin eine gemeinsame Fruchtbarkeit des göttlichen und des menschlichen ‚Wir', die indes nicht allein auf das Moment der Prokreation zu reduzieren ist, denn das ganze Beziehungsgefüge von Mann und Frau, ja das Mit- und Füreinander-Sein von Familie in all ihren Gliedern ist Träger der ehelichen Fruchtbarkeit im engen wie im weiteren Sinne. Und dieses innerweltliche Beziehungsgefüge der jeweiligen Familienglieder bleibt offen für die Gegenwart des lebendigen, dreieinen Gottes, der die menschliche Liebe in seine eigene, personalisierende *communio* einbirgt, um die Familie zu heilen, zu erheben, zu verklären und zu vergöttlichen.

In Fortführung dieser grundsätzlichen und zugleich noch sehr theoretischen Überlegungen sollen nun nachfolgend der Bund mit dem dreieinigen Gott und die bewusste Teilnahme an seiner göttlichen Fruchtbarkeit Beachtung finden:

3. „Die christliche Familie als Hauskirche“[13]

In den kirchlichen Dokumenten der letzten Jahrzehnte begegnet immer wieder der Begriff von der christlichen Familie als „Hauskirche“, der der Substanz nach bereits in der biblischen Überlieferung verwurzelt ist. In einer Predigt des hl. Johannes Chrysostomus finden wir gegen Ende des 4. Jahrhunderts folgende Worte: „Wenn ihr heimkommt, so deckt nicht nur den irdischen, sondern auch den geistigen Tisch. Der Mann soll von dem erzählen, was hier gesagt wurde. Die Frau soll aufpassen, die Kinder sollen es lernen und auch die Hausgenossen und so werde euer Haus zur Kirche“ (Genesim, Homelia 2,4 PG 53,31).

Das II. Vatikanische Konzil hat diesen Gedanken aufgegriffen und der Familie die Namen „Häusliches Heiligtum der Kirche“ (im Dekret über den Laienapostolat ‚Apostolicam actuositatem‘, 11) und „Hauskirche“ gegeben. In der dogmatischen Konstitution über die Kirche (Lumen gentium, 11) können wir hinsichtlich der aus dem sakramentalen Ehebund der christlichen Gatten hervorgehenden Familie lesen: „Aus diesem Ehebund nämlich geht die Familie hervor, in der die neuen Bürger der menschlichen Gesellschaft geboren werden, die durch die Gnade des Heiligen Geistes in der Taufe zu Söhnen Gottes gemacht werden, um dem Volke Gottes im Fluss der Zeiten Dauer zu verleihen. In solch einer Art Hauskirche (ecclesia domestica) sollen die Eltern durch Wort und Beispiel für ihre Kinder die ersten Glaubensboten sein und die einem jeden eigene Berufung fördern, die geistliche aber mit besonderer Sorgfalt“. Für Papst Paul VI., besonders dann aber für Johannes Paul II. nimmt diese *ecclesia domestica* eine Schlüsselstel-

[13] hierzu besonders auch Marc Ouellet, Die Familie. Kirche im Kleinen, Einsiedeln 2013.

lung in der Neuevangelisierung ein. Familie als Hauskirche verstanden und gelebt – dies vorweg – konkretisiert die zuvor angerissene familiale Trinitätsanalogie, indem in ihr die natürliche Familie in die Gnadenordnung erhoben wird. Besonders breit und vertiefend wird die Dimension der christlichen Familie als Hauskirche von Johannes Paul II. in dem nachsynodalen Apostolischen Schreiben *Familiaris consortio* aus dem Jahre 1981 entfaltet. Hier heißt es schließlich in einer Art programmatischer Zusammenfassung (FC 17):

„Das Wesen und die Aufgaben der Familie sind letztlich von der Liebe her bestimmt. Deshalb empfängt die Familie die Sendung, die Liebe zu hüten, zu offenbaren und mitzuteilen als lebendigen Widerschein und wirkliche Teilhabe an der Liebe Gottes zu den Menschen und an der Liebe Christi unsers Herrn zu seiner Braut der Kirche."

Die Kirchlichkeit der Familie beruht demnach auf der Teilnahme des christlichen Ehepaars im Ehesakrament an der Liebe zwischen Christus und seiner Kirche. Da aber durch dieses bräutliche Geheimnis das Mysterium der Trinität selber durchschimmert, stellt das Ehepaar beim Vollzug ihrer fruchtbaren Liebe auch ein geschöpfliches Bild der Dreifaltigkeit dar. Dies setzt voraus, dass die eheliche Liebe schon von Natur aus dazu bestimmt ist, die trinitarische communio zu vergegenwärtigen, wobei die tatsächliche Erlangung dieses Ziels von einer Gnade abhängt, die gerade in ihrer Übernatürlichkeit die geschöpfliche Natur der ehelichen Liebe von innen her erfüllt. Lionel Gendron bringt dies wie folgt auf den Punkt: „Die Familie wird zur ‚Ikone' in der Ordnung der ‚Neuschöpfung' durch das Heilswirken des Vaters und des Sohnes im Heiligen Geist."[14]

Gemeinschaft und Liebe rufen zur Verwirklichung, wollen in gewisser Weise *inkarniert* sein. Die Familie als Hauskirche ist ihr Ermöglichungs- und Verwirklichungsraum. So können und

[14] Lionel Gendron, Le foyer chrétien, une église véritable? (Anm. 12), 77

dürfen wir natürlich nicht bei einer bloß spiritualisierenden Betrachtung von etwas scheinbar bloß Abstraktem stehen bleiben. Es geht im Gegenteil um ganz Praktisches, es geht um konkretes Leben. Der Katechismus (1655ff) ruft dies unter Rückgriff auf Dokumente des II. Vatikanischen Konzils (LG und GS) in Erinnerung, indem er – im Anschluss an die Rede von der Familie als *Hauskirche* – davon handelt, dass in ihr „das durch die Taufe erworbene Priestertum" aller Familienglieder „aufs schönste ausgeübt" wird „im Empfang der Sakramente, im Gebet, in der Danksagung, durch das Zeugnis eines heiligen Lebens, durch Selbstverleugnung und tätige Liebe". Die Familie ist so die erste Schule des christlichen Lebens und ‚eine Art Schule reich entfalteter Humanität'. Hier lernt man Ausdauer und Freude an der Arbeit, geschwisterliche Liebe, großmütiges, ja wiederholtes Verzeihen und vor allem den Dienst Gottes in Gebet und Hingabe des Lebens." Und Familie als Hauskirche bearbeitet diese Felder nicht in einem bloß funktionalen Sinne, sondern ist – wie die Ausführungen zuvor erhellt haben – ihrem innersten Wesen nach hierzu berufen und gnadenhaft befähigt. Unschwer lassen sich die hier genannten Grundhaltungen besonders auch als in vollkommener Weise im Lebensgeheimnis der Heiligen Familie (Jesus, Maria und Josef) verwirklicht erkennen.

Joachim Kardinal Meisner hat in einem Artikel unter dem Titel „Ehe und Familie – Gottes Geschenk für Kirche und Welt"[15] einige Punkte aufgezeigt, die für Familie als Hauskirche unerlässlich und zugleich förderlich sind:

- Beziehung zu Gott -Liebe vorleben
- Gebetsleben -Sonntagskultur
- Bezug zur kirchlichen Gemeinschaft vor Ort

[15] Joachim Kardinal Meisner, Ehe und Familie - Gottes Geschenk für Kirche und Welt, in: Päpstlicher Rat für die Familie (Hrsg.), Lexikon Familie, Paderborn 2007, 340-346.

In einer Dissertationsschrift zur Bedeutung der Familie in katechetischen Lernprozessen von Kindern wird als ein wesentlicher Ertrag zum Themenfeld der „Heiligen Familie“ festgehalten:
„Die traditionelle Verehrung der ‚Heiligen Familie‘ war ein zeitgeschichtlich bedingter Versuch, familienfeindlichen Tendenzen in der Gesellschaft entgegenzuwirken und den Familienmitgliedern für die Gestaltung ihres Lebens Orientierungen zu geben. Beobachtungen gesellschaftlicher Prozesse, Erfahrungen innerhalb der Glaubensgemeinschaft und ein bestimmtes Verständnis der Heiligen Schrift haben zu dieser Form der Verehrung und Verkündigung geführt. Die ‚Zeitgebundenheit‘ ist hierbei zu betonen.“[16]
In der Tat sind solche Zusammenhänge und damit verbundene Fehlformen der Sichtweise auf die Heilige Familie nicht von der Hand zu weisen. Und doch stellt sich die Frage, ob es darum tatsächlich geboten ist, wie dann weiterführend nahelegt wird, heute auf den Begriff und auf die Rede von der „Heiligen Familie“ gänzlich zu verzichten. Das Gegenteil scheint mir notwendig: Eine Erneuerung frommer Betrachtung der Heiligen Familie, die den Bogen von dieser über eine familiale Trinitätsanalogie hin zur Familie als Hauskirche zu schlagen vermag, kann gerade heute dazu verhelfen, dass christliche Familien gerade hierin Quellgrund und Ziel ihrer Berufung und Sendung tiefer oder auch wieder ganz neu entdecken. Es ist freilich auch Aufgabe einer angemessenen Katechese und Verkündigung, diesen Horizont zu erschließen.
Erlauben Sie mir, dass ich schließe mit jenem Gebet, das Papst Franziskus am Ende des nachsynodalen Apostolischen Schreibens *Amoris laetitia* in der Sorge um unsere Familien an die Heilige Familie selbst gerichtet hat:

[16] Martin Friedrich Schomaker, Die Bedeutung der Familie in katechetischen Lernprozessen von Kindern. Eine inhaltsanalytische Untersuchung von Konzepten zur Hinführung der Kinder zu den Sakramenten der Beichte und der Eucharistie, Münster 2002, 169.

Gebet zur Heiligen Familie

Jesus, Maria und Josef,
in euch betrachten wir
den Glanz der wahren Liebe,
an euch wenden wir uns voll Vertrauen.

Heilige Familie von Nazareth,
mache auch unsere Familien
zu Orten innigen Miteinanders
und zu Gemeinschaften des Gebetes,
zu echten Schulen des Evangeliums
und zu kleinen Hauskirchen.

Heilige Familie von Nazareth,
nie mehr gebe es in unseren Familien
Gewalt, Halsstarrigkeit und Spaltung;
wer Verletzung erfahren
oder Anstoß nehmen musste,
finde bald Trost und Heilung.

Heilige Familie von Nazareth,
lass allen bewusst werden,
wie heilig und unantastbar die Familie ist
und welche Schönheit sie besitzt im Plan Gottes.

Jesus, Maria und Josef,
hört und erhört unser Flehen.

Amen.

Maria, unsere Mutter!
Mit Maria Abenteuer bestehen und Jesus in die Welt tragen

Elisabeth Gietl

1. Maria unsere Mutter

In der dogmatischen Konstitution „Lumen gentium“ steht im Kapitel 8, Punkt 65 über die selige jungfräuliche Gottesmutter Maria:

... Daher blickt die Kirche auch in ihrem apostolischen Wirken mit Recht zu ihr auf, die Christus geboren hat, der dazu vom Heiligen Geist empfangen und von der Jungfrau geboren wurde, dass er durch die Kirche auch in den Herzen der Gläubigen geboren werde und wachse. Diese Jungfrau war in ihrem Leben das Beispiel jener mütterlichen Liebe, von der alle beseelt sein müssen, die in der apostolischen Sendung der Kirche zur Wiedergeburt der Menschen mitwirken.

Um zu Jesus zu gelangen, brauchen wir Lichter, die uns nahe sind, Menschen, die Abglanz des Lichtes Christi sind und so unseren Weg erhellen. Und welcher Mensch wäre leuchtender als Maria? Wer könnte uns mehr als sie Stern der Hoffnung sein?
Papst Benedikt XVI. hat dieses schöne Gebet formuliert:

Heilige Maria, Mutter Gottes, du hast der Welt das wahre Licht geschenkt, Jesus, deinen Sohn – Gottes Sohn. Du hast dich ganz dem Ruf Gottes überantwortet und bist so zum Quell der Güte geworden, die aus ihm strömt. Zeige uns Jesus. Führe uns zu ihm. Lehre uns ihn kennen und ihn lieben, damit auch wir selbst wahrhaft Liebende und Quelle lebendigen Wassers werden können inmitten einer dürstenden Welt. Amen

Mit Maria finden wir zu Jesus, sie führt uns zu ihm, wir dürfen sie täglich darum bitten. Erwählen wir sie zu unserer Mutter, sie zeigt uns Jesus. Wir können jeden Tag neu mit diesem Anliegen zu ihr kommen, sie wird uns helfen, immer wieder umzukehren, immer wieder unser Herz zu verändern, sie hilft, dass wir Christus immer ähnlicher werden können. Vertrauen wir uns täglich ihrem Herzen an, damit wir mit der göttlichen Gnade immer mehr umgestaltet werden in Christus.

2. Abenteuer erleben

Was ist ein Abenteuer? Abenteuer erleben ist etwas Besonderes. Um Abenteuer zu erleben, muss man aus dem gewöhnlichen Leben ausbrechen und aus dem Hamsterrad des Alltags aussteigen. Jeder kann sein Leben wie ein Abenteuer leben. Die innere Bereitschaft, das ganze Leben Gott zu überlassen und ganz auf ihn zu vertrauen, kann das große Abenteuer eines jeden Menschen werden. Papst Benedikt XVI. fragte einmal: Was will der Herr von mir? Sicher, das bleibt immer ein großes Abenteuer. Aber das Leben kann nur gelingen, wenn wir den Mut zum Abenteuer haben. Beim Weltjugendtag 2005 in Köln sagte er zu den Jugendlichen:

Haben wir nicht alle irgendwie Angst, wenn wir Christus ganz herein lassen, uns ihm ganz öffnen, könnte uns etwas genommen werden von unserem Leben? Müssen wir dann nicht auf so

vieles verzichten, was das Leben erst so richtig schön macht? Würden wir nicht eingeengt und unfrei? Nein. Wer Christus einlässt, dem geht nichts, nichts – gar nichts verloren von dem, was das Leben frei, schön und groß macht. Nein, erst in dieser Freundschaft öffnen sich die Türen des Lebens. Erst in dieser Freundschaft gehen überhaupt die großen Möglichkeiten des Menschseins auf. Erst in dieser Freundschaft erfahren wir, was schön und was befreiend ist. So möchte ich heute mit großem Nachdruck und großer Überzeugung aus der Erfahrung eines eigenen langen Lebens Euch, liebe junge Menschen, sagen: Habt keine Angst vor Christus! Er nimmt nichts, und er gibt alles. Wer sich ihm gibt, der erhält alles hundertfach zurück. Ja, dann findet Ihr das wirkliche Leben.

Wer sehnt sich nicht danach, sein Leben als Abenteuer mit Christus zu sehen! Christus gibt uns alles.

3. Christus als Würze des Lebens

Wenn wir Jesus in unser Leben lassen, erhält unser Leben „Würze". Er sagt selbst: „Ihr seid das Salz der Erde!" Salz bewirkt, dass die Speisen ihren Geschmack bekommen, dass sie nach dem schmecken, was ihre Bestimmung ist. Wir Christen sollen Salz der Erde sein, wir sollen den Menschen das Leben schmackhaft machen und unser Leben soll sie anregen, an Gott zu glauben. Wir sind nicht der Pfeffer der Erde: Pfeffer ist eher penetrant und aufdringlich. Wir sollen auch nicht der Zucker der Erde sein, Zucker ist so etwas wie Luxus und ungesund. Auch spricht Jesus nicht davon, dass wir das Öl der Erde sein sollen: Öl passt sich überall an und nimmt Geschmack auf. Nein, „Ihr seid das Salz der Erde"!

4. Die katholische Pfadfinderschaft Europas

In meiner Kindheit und Jugendzeit bin ich in einer katholischen Familie aufgewachsen. Wir sind drei Kinder und es lebten drei

Generationen bei uns im Haus. Bei uns war es selbstverständlich, dass wir sonntags zur Kirche gingen und auch das Morgen-, Tisch- und Abendgebet gehörten zum ganz normalen Alltag. Unsere Oma war eine sehr gläubige Frau, die uns oft von Gott erzählte und wir hörten ihr sehr gerne zu. Sie hat uns immer begeistert durch ihr Leben und durch ihr Vorbild.
Als Jugendliche hatte ich Freunde bei uns im Dorf, wir haben oft was zusammen unternommen, gezeltet, der Glaube war dabei nicht wichtig. Als ich 14 Jahre alt war, bekamen wir einen neuen Pfarrer bei uns im Ort, der ein begeisterter Pfadfinder war und unbedingt wollte, dass in unserer Pfarrgemeinde eine katholische Pfadfindergruppe aufgebaut wird.
Mit ungefähr 15 Jahren kam ich zu den Pfadfindern (Katholische Pfadfinderschaft Europas), doch die Ortsgruppe löste sich bald wieder auf. Meine Mutter setzte sich jedoch dafür ein, dass meine Schwester und ich zu einer Pfadfindergruppe in unserer Nähe gehen konnten. Aus Liebe zur Mutter fuhren wir dann auch regelmäßig zu den Gruppenstunden.
Ich fand damals bei den Pfadfindern Freunde, die voll überzeugt ihren Glauben lebten, so wie es mir bis dahin nirgends begegnet war. In der KPE durfte ich lernen, wie man den Glauben ganz normal, aber wirklich authentisch und überzeugt leben kann. Ich kann mich noch sehr gut an mein erstes Pfadfinderlager erinnern: Ein Priester, der das Lager als Kurat betreute, bot während des Rosenkranzes Beichtgelegenheit für die Jugendlichen an. Ungewöhnlich für mich damals, und wie habe ich mich gewundert, dass viele Jugendliche meiner Gruppe dieses Angebot tatsächlich nutzten. Durch diesen gelebten Glauben wurde ich geprägt. Ich hatte zugleich natürlich Freunde aus unserem Ort, unserer Umgebung, aus der Schule und Arbeit, mit denen ich auch gerne abends weggegangen bin, doch es hat mich nicht mehr ganz erfüllt, es war oft mehr oberflächlich.

Zusammen mit meiner Schwester durfte ich im August 1993 auf einem Sommerlager in Lourdes mein Pfadfinderversprechen ablegen. Auch haben wir beide uns ganz besonders der Muttergottes anvertraut und ich bin überzeugt, dass Maria immer ihre schützende Hand über uns gehalten hat.
Im Rückblick kann ich nur sagen, wir sind meiner Mutter sehr dankbar dafür, dass sie Wert darauf legte, dass wir bei den Pfadfindern Gleichgesinnte treffen und so auch unsere Berufung, sei es in der Ehe bzw. in der engeren Nachfolge Christi, finden konnten. Als ich dann 18 Jahre alt war, wurde ich angefragt, ob ich mir vorstellen könne, mitzuhelfen eine Pfadfindergruppe zu leiten. Ja, natürlich, ich habe mich sehr über diese schöne Aufgabe gefreut und habe eine Pfadfindermama unterstützen dürfen. Das war sicher für mich eine sehr wertvolle Zeit: Ich habe gelernt, was es bedeutet, sich für andere einzusetzen und es sind daraus schöne Freundschaften entstanden.

5. Maria, die Patronin der KPE

Eine besondere Patronin und Fürsprecherin für die Pfadfinder in der Katholischen Pfadfinderschaft Europas ist Maria. Ihr vertrauen wir ganz konkret bei Nöten und Schwierigkeiten im Pfadfinderalltag, auf Lager und Fahrten alles an. Sie ist sozusagen unsere Schutzpatronin. Wenn wir mit den älteren Pfadfindern auf Fahrt gehen und Lagerplätze suchen, um am Abend zu kochen und zu nächtigen, vertrauen wir auf die Hilfe der Muttergottes. Wenn wir Orientierungsschwierigkeiten haben oder jemand krank wird, Blasen an den Füßen bekommt und nicht mehr weitergehen kann, wenden wir uns immer voll Vertrauen auf ihre Hilfe an die Muttergottes! Wir sind auf Fahrten jeder Witterung ausgesetzt und es ist oft sehr abenteuerlich, Sturm, Regen, Gewitter, Hitze und Kälte – die Muttergottes regelt es für uns! Natürlich ersetzt das nicht die gründliche Planung und Vorbereitung solcher Fahr-

ten. Aber in allen unvorhersehbaren Schwierigkeiten vertrauen wir auf Maria: Und sie lässt uns nie im Stich.
Wir haben vor Jahren eine besonders schöne Form des Vertrauens bei Schwierigkeiten kennen gelernt und sind seitdem überzeugt von der sogenannten „Quick Novena“. Leo Maasburg, ehemaliger Nationaldirektor der Päpstlichen Missionswerke in Österreich und langjähriger Wegbegleiter von Mutter Teresa, erwähnt in seinem Buch „Mutter Teresa – Die wunderbaren Geschichten“ die Quick Novena als Mutter Teresas „spirituelle Schnellfeuerwaffe“ (Zitat).
Wer kennt sie noch nicht? Mutter Teresa hatte für die vielen Sorgen, die an sie herangetragen wurden, schlichtweg keine neun Tage Zeit, um sie – wie in einer Neun-Tages-Novene üblich – dem lieben Gott flehentlich vorzutragen. So hat sie schlicht und einfach die „Quick Novena“ – die schnelle Novene – erfunden.
Sie besteht aus zehn „Memorare“ (Gebet: „Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria …“), die am Stück wiederholt werden; nicht aus neun, wie bei einer Novene von neun Tagen üblich. In festem Glauben und Vertrauen auf die Erhörung ihrer Bitte richtete Mutter Theresa nach den neun Bittgebeten postwendend gleich das zehnte Gebet zum Dank für die Gebetserhörung an den himmlischen Vater.
Aus vielfachen, ja schon beinahe unzähligen Erfahrungen, können wir bestätigen, dass die „Quick Novena“ tatsächlich IMMER hilft! Ob es sich um das sofortige Ende eines Regengusses, Transportschwierigkeiten auf Pfadfinderfahrten oder um den guten Verlauf eines seelsorglichen Gesprächs handelt: Die Mutter Gottes schenkt sofort Erhörung! Wer's nicht glaubt – AUSPROBIEREN.UND: Der Satz „Vielleicht klappt‘s ja!“ ist NICHT erlaubt! Vertrauen! Die Mutter Gottes hilft immer! Ich werde später noch darauf zu sprechen kommen.
Ein aktuelles Beispiel aus einem Pfadfinderlager 2017: eine Fahrtengruppe ist in Portugal unterwegs nach Fatima. Der

Priester bereitete am ersten Wandertag auf einem Berg alles für die Hl. Messe vor und stellte überraschender Weise fest, dass er keinen Messwein eingepackt hatte. Es war klar: So konnte er keine Hl. Messe zelebrieren, und er sollte diese ja die ganze Woche täglich für die Gruppe feiern! Also beschloss er noch einmal zurück in ein Dorf zu gehen, um Messwein zu organisieren. Das Problem allerdings war, dass er kein Portugiesisch sprach und man auch mit Englisch nicht weit kam. Die jungen Raiderinnen beteten eine Quick Novena, damit er möglichst schnell ein Auto finden und sein Anliegen irgendjemand erklären könne. Und was ist passiert? Er stieg ab zur Straße, das erste Auto hielt an, der Chauffeur war ein Amerikaner, den der Priester einen Tag zuvor schon kennen gelernt hatte! Er fuhr ihn zu einer Pfarrei, übersetzte einem Pfarrer ins Portugiesische, dass er Messwein brauche, und fuhr ihn dann wieder zur Gruppe der Pfadfinderinnen zurück! So schnell und unkompliziert wirkt die Muttergottes!

Das Ideal des Dienens in der KPE orientiert sich an Maria. Als der Engel Gabriel verkündete, sie solle die Mutter des Messias werden, sprach sie ihr Fiat: „Siehe ich bin die Magd des Herrn“. Maria war bereit. Auch der Wahlspruch der Pfadfinder lautet „Allzeit bereit“: bereit zu sein für den Anruf Gottes, für seine Pläne, seine Aufgaben.

Wie oben schon erwähnt, habe ich mich als Jugendliche entschieden, mich ganz Maria anzuvertrauen. Ich habe die persönliche Weihe an die Muttergottes vor nun ca. 25 Jahren gemacht, mit dem Versprechen, täglich mindestens ein Gesetz vom Rosenkranz zu beten, monatlich zu beichten und täglich die Weihe an die Muttergottes zu erneuern. Ich bin davon überzeugt, dass die Muttergottes mich bis heute geführt hat, durch viele Berge und Täler hindurch. Was bedeutet Marienweihe? Wir ehren Maria nicht nur als unsere Patronin und Vorbild, sondern auch als unsere geistliche Mutter. Dazu gehört die Überzeugung, dass sie uns die richtigen Wege führen wird,

letztlich hin zu Jesus. So dürfen wir uns Maria ganz anvertrauen, uns ihr weihen, wie ein liebendes Kind sich der Mutter hingibt und über sich verfügen lässt. Wenn wir uns für das „Große Spiel unseres Lebens“ Maria anvertrauen, wird sie uns durch alle Abenteuer und Stürme des Alltags sicher geleiten. Wir können ganz konkret täglich diese Weihe leben: bei Schwierigkeiten und Probleme sollte unser erster Gedanke sein: „Maria, sorge du für mich!“ oder wir können innerlich die Zuversicht besitzen, dass sie für jedes Problem eine Lösung finden wird. Vielleicht hat Maria manchmal andere Ideen als wir, aber sie hat sicher die besseren. Deswegen wage ich zu sagen, dass diese Weihe auch ein „Abenteuer des Vertrauens“ ist und in diesem geistlichen Vertrauen auf Maria können wir täglich wachsen, wenn wir die Weihe leben und sie immer wieder neu lernen und praktizieren.

6. Das große Abenteuer der Berufung

Als ich 18 Jahre alt war, bin ich von der Stufe der jugendlichen Pfadfinder zu den jungen Erwachsenen übergetreten und wir unternahmen viele Fahrten: nach Island, Griechenland, Israel, Lappland, Frankreich, Kroatien. Jedes Jahr woanders hin ... Ich erinnere mich noch sehr gut, es war 1998 in Lappland, als der Priester, der uns damals oft begleitete (P. Hönisch) die Frage stellte: Warum wagt von euch niemand den Schritt, in einen Orden einzutreten. Diese Frage hat mich sehr getroffen und plötzlich kam immer wieder der Wunsch und die Sehnsucht, mein Leben ganz Gott zu schenken!

Ein paar Jahre später entstand in meinem Freundeskreis die Idee, ein Jahr unseres Lebens für den lieben Gott zur Verfügung zu stellen, um herauszufinden, wohin unsere Berufung gehen könnte. Natürlich hatte diese Überlegung auch Konsequenzen. Alles aufzugeben, unsere sicheren Arbeitsplätze, die Gruppenarbeit, die Freunde, die Familie. Man wusste ja gar

nicht, was daraus wird. Es war menschlich gesehen verrückt, also ein echtes Abenteuer mit dem lieben Gott!
Ich absolvierte damals hier in Augsburg die Ausbildung zur Industriekauffrau in einem Energieversorgungsunternehmen (LEW) und bekam danach auch eine feste Anstellung. Der Beruf an sich erfüllte mich nicht wirklich und ich suchte schon immer, mich irgendwie anders zu orientieren. Aber nichts war dabei, was mir ganz zusagte. Nach einigen Jahren machte mir aber meine Arbeit immer mehr Freude, ich hatte viel mit Auszubildenden zu tun und auch viele interessante Aufgaben bekommen.
Als ich den Mut hatte, meinen Eltern, Freunden, meinem Chef und meinen Arbeitskollegen von meinen Plänen zu erzählen, alles aufzugeben, gab es viele Hürden und auch Unverständnis. Ich wusste auch noch nicht, ob es wirklich vernünftig ist, diesen Schritt zu wagen und zögerte sehr. Doch eine Freundin, die dieses Jahr mitplante, sagte mir: „Elli, spring einfach vom 4 Meter Turm ins Wasser!“ Ja, dieser Sprung ins kalte Wasser, den musste ich wagen. Und ich kann sagen, es hat sich sehr gelohnt, mehr noch, es hat sich trotz aller Schwierigkeiten gezeigt, dass es mein Weg ist und ich bin sehr dankbar dafür, dass mich bestimmte Leute begleitet und mir viele Hilfen mit auf den Weg gegeben haben.
ABER: Ohne die Hilfe der Mutter Gottes wäre das nicht möglich gewesen.Wir, vier junge Frauen hatten uns aufgemacht, haben alles gekündigt, sind für (vorerst) ein Jahr nach Österreich gegangen und haben uns dort in einem Bauernhof einquartiert. Der Hof befand sich in der Nähe des Ordenshauses der Servi Jesu et Mariae, die P. Hönisch 1988 gegründet hatte. Wir kannten die Gemeinschaft gut, da sie unsere Pfadfinderarbeit religiös begleitet hatten. P. Hönisch und einige andere Priester waren bereit, uns in das geistige Leben einzuführen.

Wir gestalteten dieses Jahr ähnlich einem Noviziat – und es ging viel zu schnell zu Ende! So verlängerten wir um ein zweites Jahr. Bald waren wir im Austausch mit Diözesanbischof DDr. Klaus Küng von St. Pölten. Er unterstützt uns bis heute voll und ganz.
Allen Menschen, die sich mit dem Thema Berufung in die engere Nachfolge auseinandersetzen, möchte ich folgende Ratschläge geben: Weihen Sie sich der Muttergottes, beten Sie täglich zu Gott, dass er den richtigen Weg zeigt. Und seien Sie offen und bereit, für die Zeichen und Personen, die Gott schickt und durch die er Sie führen möchte.
Nachfolge in einem Orden, in einer Gemeinschaft, in einem Säkularinstitut ist immer eine Antwort auf eine größere Liebe! Jeder, der dem Ruf seiner ganz persönlichen Berufung folgt, findet zu sich selbst, kann sich im richtigen Sinne selbst verwirklichen. Nachfolge bedeutet nicht, in Begeisterung stehen zu bleiben, sondern dem Plan Gottes im eigenen Leben täglich zu entsprechen und auch bereit zu sein, sich täglich von IHM „ansprechen“ und verändern zu lassen!

7. Die Gemeinschaft der Ancillae Domini

Aus diesem „Jahr für den lieben Gott“ ist eine Gemeinschaft entstanden. Wir haben uns den Namen „Ancillae Domini“ gewählt, Gemeinschaft der Dienerinnen des Herrn. So wie die Mutter Gottes gesagt hat: „Ich bin die Magd des Herrn“, wollen wir unser Leben ganz in den Dienst Gottes stellen. Maria hat als Magd den Weg des vorbehaltlosen, treuen, liebenden Dienstes vor Gott gewählt. So versuchen auch wir täglich neu diesen Dienst an Gott und den Menschen in ganz unterschiedlichen Aufgaben zu leben.
Wir sind mittlerweile zehn junge Frauen im gottgeweihten Lebensstand und gestalten unser Gemeinschaftsleben nach der kirchlichen Lebensform eines Säkularinstitutes ignatianischer Ausrichtung. Unsere Mission, unser Lebensauftrag besteht dar-

in, Menschen für Christus zu gewinnen und sie auf ihrem Glaubensweg zu begleiten.
Unsere Spiritualität lautet: Alles zur größeren Ehre Gottes. Dieses Leitwort des heiligen Ignatius von Loyola, nach dessen Ordensregeln wir leben, bestimmt unser Apostolat und unsere Spiritualität. Mit der Gnade Gottes und dem besonderen Beistand der allerseligsten Jungfrau Maria arbeiten wir an der Heiligung unseres eigenen Lebens und wollen helfen, möglichst viele Menschen – besonders die Jugend – die Schönheit und den Reichtum eines Lebens mit und für Gott erfahren zu lassen.
Im Jahr 2010 wurden wir von der Diözese St. Pölten als öffentlicher kirchlicher Verein anerkannt und streben nun die offizielle Anerkennung als Säkularinstitut an. Ein Säkularinstitut ist eine besondere Form des geweihten Lebens, das am 2. Februar 1947 von Papst Pius XII. in der Konstitution Provida Mater Ecclesia kirchenrechtlich bestätigt wurde. Papst Paul VI. sagte über die Säkularinstitute (1970): „Ihr gehört der Kirche unter einem besonderen Titel an, unter dem Titel »Geweihte in der Welt«, die in der Welt und nicht von der Welt, aber für die Welt“ sind.
Als Gemeinschaft leben wir eine feste Tagesordnung, in der wir uns zu unterschiedlichen Tageszeiten zum gemeinsamen oder persönlichen Gebet treffen. Gebets-, Studien- und Arbeitszeiten wechseln sich ab. Das Leben in Gemeinschaft gibt uns gegenseitig Unterstützung und Wirkkraft.
Im Ineinandergreifen von Gebet und Arbeit, von Arbeit und Gebet versuchen wir ganz konkret jeden Augenblick unseres Alltags in der Gegenwart Gottes zu leben.
Die Gefahr ist manchmal, dass man sich zu sehr in die Arbeit stürzt oder vielleicht auch flüchtet. Eine Hilfe dabei ist die Gemeinschaft mit den gemeinsamen Gebetszeiten als Rückhalt. Aber die Gemeinschaft muss gepflegt werden, sie braucht Zeit. Nach der einführenden Probezeit (Noviziat) und dem internen Studium beginnen wir wieder mit dem Berufsleben, meist in

Teilzeit. Das Leben in der Gemeinschaft ist damit sozusagen eine Stütze für jeden persönlich. Wir arbeiten in verschiedenen Berufen: Derzeit sind wir in Ergotherapie, Schule, Integrationsarbeit, Familienhilfe, Hauswirtschaft und Pflege, Kinder- und Jugendpsychiatrie, mobiler Krankenpflege, ambulanter Hospizarbeit etc. tätig. Jugendarbeit vor allem in der Katholischen Pfadfinderschaft Europas gehört zu einem wichtigen Apostolat. Dazu haben wir in den Elementen der Pfadfinderpädagogik ausgezeichnete Möglichkeiten erkannt, um jungen Menschen Rahmen, Hilfe und Anregung für die Entwicklung ihrer Persönlichkeit zu geben. Die Erziehung zur Selbständigkeit, zur Übernahme von Verantwortung und zum Dienst an Anderen sind Erziehungsziele, die heute aktueller sind denn je.
Wir leben unsere Weihe und unseren Auftrag im gewöhnlichen Alltagsleben und damit auch im Engagement ehrenamtlicher Tätigkeiten in den Pfarreien der Umgebung, in der Hospizarbeit und anderen Initiativen. Wir wollen helfen, dass Menschen zu einem tieferen Glauben finden und Anregungen für ein Gebetsleben und gelebten Glauben geben. Dazu gehören konkret Aufgaben im Pfarrgemeinderat, Erstkommunion- und Firmunterricht, Mitarbeit in Besuchsdiensten der Umgebung, Sterbebegleitung und Hospizarbeit, Teenstar-Kurse als Beitrag zur Persönlichkeitsbildung.

8. Ein Zentrum für den Herrn – Kleinwolfstein 28

Wie oben schon erwähnt haben wir für unser Jahr mit Gott ein altes Bauernhaus gefunden, in Krahof, einer Streusiedlung in der Gemeinde St. Georgen am Ybbsfeld, im Mostviertel bei Amstetten. Wir bezogen das alte Gebäude am Hof und Familie Pressl wohnte mit drei Generationen gleich nebenan im neugebauten Bauernhaus.
Wir renovierten zuerst unser „Miethaus“, begannen im Oktober 2003 mit der geistigen Ausbildung und pflegten von Anfang an einen guten Kontakt mit unseren Nachbarn. Jedes Jahr stießen

anfangs neue Mitglieder zu uns dazu und als wir in den kommenden Jahren den Getreidespeicher mit Rigipsplatten zu Zimmern umwandelten und feststellen mussten, dass wir uns immer mehr ausbreiteten, gingen wir im Jahr 2009 auf die Suche nach einem eigenen Zentrum.
Die Leiterin unserer Gemeinschaft stieß nach längerer Suche auf einen schön gelegenen einsamen Vierkanthof und erfuhr auf Nachfrage, dass das Anwesen nur durch Versteigerung erworben werden könne. Nach spannenden und abenteuerlichen Monaten hatten wir den Hof tatsächlich ersteigert und damit jede Menge Arbeit gekauft!
Wie sich später herausstellte, hatte natürlich die Muttergottes beim Hofkauf „mitgespielt“: Genau ein Jahr davor hat unsere Leiterin – mehr aus einer spontanen Laune heraus – genau in eine Mauerritze dieses Vierkanthofes eine wunderbare Medaille geworfen. Die Muttergottes hatte das nicht vergessen und wir werden´s auch nicht mehr vergessen! Man sollte sich sehr gut überlegen, wohin man solche Medaillen fallen lässt ... – aber so begann das Apostolatsabenteuer in Neustadtl an der Donau (Kleinwolfstein 28) und die Muttergottes ist voll mit dabei.
Als erstes starteten wir eine gründliche Entrümpelungsaktion und renovierten das alte Wohnhaus. Den Abriss eines Teils der Wirtschaftsgebäude im August 2010 übernahmen wir selbst. Zwei Tage einreißen, zwei Wochen aufräumen und zwei Jahre aufbauen – nach diesem Prinzip fingen wir im September mit dem Neubau an. Wir hatten unzählige Helfer. Eine Firma übernahm den Rohbau zusammen mit vielen freiwilligen Helfern.
Die Baustelle war für uns eine Art Apostolat und wir hatten viele gute Gespräche und die Helfer baten uns öfter, für ihre Anliegen zu beten.
In dieser zweijährigen Baustellenphase haben wir sehr oft die Hilfe des Himmels erfahren. Wir lernten hier intensiv die Quick Novena, mit den 10 „Gedenke o gütigste Jungfrau Ma-

ria“ zu beten. Egal ob bei Finanzierungsschwierigkeiten, bei Dachdeckarbeiten, beim Bodenlegversuch, immer wurde diese Novene gebetet und die Erhörung des Himmels war gewiss! Zwar nicht immer so wie wir uns das vorstellten, aber immer so, wie es im Nachhinein das Beste für uns war. Ich will hier kurz zwei Beispiele anführen, um zu zeigen, was alles möglich ist, wenn der Himmel eingreift und auch Sie ermutigen, nie zu resignieren, sondern mit all ihrer Kraft auf den Himmel zu vertrauen, sich ganz in das Abenteuer mit der Muttergottes einzulassen. Es wird sich lohnen.

Eine sehr eindrucksvolle Begebenheit war unsere Holzbodenverlegung. Nachdem wir den gesamten Holzboden an Pfingsten verlegt hatten, wölbte dieser sich nach zwei Wochen nach oben und wir mussten den gesamten Boden wieder herausreißen. Sehr aufwendig und teuer. Wir riefen den Bodenlegemeister und dieser meinte, wir könnten die Bretter eigentlich nur noch „verheizen“. Doch so schnell geben wir nicht auf. Wir legten die Bretter übereinander und versuchten sie mit einem Entfeuchter im Raum zu trocknen; parallel dazu beteten einige von uns des Öfteren die Quick Novena, damit sich eine gute Lösung ergäbe. Der Bodenlegemeister kam nach zwei Wochen wieder, um sich die Lage anzusehen: Unsere Bretter hatten sich tatsächlich gerade gebogen, wir konnten ihn ein zweites Mal verlegen! Auch der Fachmann war sehr angetan, denn er hatte sich selbst ein Musterstück mit nach Hause genommen: Sein Holz blieb krumm. Er meinte daraufhin: „Das muss die Atmosphäre des Hauses ausmachen, das ist mir unerklärlich!“ Danke Muttergottes! So hat sie uns immer wieder geholfen, selbst beim Hausbau. Dadurch kamen viele Menschen, die mit uns arbeiteten, auch zum Nachdenken.

Mittlerweile wird unser Hof als Zentrum für Exerzitien, Einkehr-, Besinnungs-, Urlaubstage, für stille Tage, für Tage des Mitlebens und Mitarbeitens und für vieles mehr von unseren Nachbarn, Freunden und Bekannten aus Nah und Fern genutzt.

Möge die Muttergottes stets die Herrin unseres Hauses bleiben und viele Menschen immer näher zu ihrem Sohn führen.

9. Institut St. Justinus

Zur internen Ausbildung bei den Ancillae Domini gehört ab dem zweiten Einführungsjahr der Lehrgang zur Ausbildung von Katechisten (LAK Kurs) in Heiligenkreuz. Es ist ein theologischer Fernkurs, der systematisch in vierzehn wichtige Fachgebiete der Theologie einführt.
Die Chefs und Organisatoren dieses Kurses sind P. Herget und P. Lainer, zwei Priester aus dem Lazaristenorden. Wir haben im Jahr 2007 diesen Kurs kennengelernt und sind spontan dazu gestoßen. P. Herget war 13 Jahre als Missionar in der Türkei tätig und hat sich sehr viel mit dem Islam auseinandergesetzt. Damit ist er ein absoluter Spezialist auf diesem Gebiet. Er hatte während des LAK Kurses gehört, dass wir viel in der Jugendarbeit tätig sind und stand eines Tages plötzlich vor unserer Haustür, um zu fragen, ob wir mithelfen möchten, seine türkischen und iranischen Kinder und Jugendlichen auf die Taufe vorzubereiten.
Wir sagten zu, wussten jedoch nicht, auf was wir uns da einlassen. Ich möchte Ihnen davon erzählen. Es ist wirklich ein tägliches Abenteuer und es braucht viel Gebet, um diese Arbeit zu tun. Und auch hierfür ist die Muttergottes wohl die wichtigste Fürsprecherin!
Wir leiteten zwei Camps mit Kindern und Jugendlichen aus dem Orient und bereiteten diese auf die Taufe vor. P. Herget machte uns das Angebot, in dem von ihm gegründeten Institut St. Justinus mitzuarbeiten. So bin ich beispielsweise seit über 10 Jahren im Institut St. Justinus als pastorale Mitarbeiterin aktiv. Das Institut St. Justinus ist vor allem in der Erstverkündigung und in der Neuevangelisierung tätig. Es arbeitet unter anderem mit Menschen, die Interesse am Christentum haben. Sie kommen aus den verschiedensten Ländern: Albanien, Tür-

kei, Iran, Afghanistan, Irak, Syrien, Mongolei, Aserbaidschan, etc. Diese Menschen sind auf der Suche nach einer anderen Religion.
Ich möchte zum Abschluss meines Vortrages noch eine Geschichte von einer Familie, die wir gerade begleiten, erzählen. Diese Familie aus Aserbaidschan lernten wir vor zwei Jahren kennen, sie war schon vor ihrer Flucht nach Europa, interessiert am Christentum und hat dort verbotenerweise die Bibel gelesen. Als sie hierher kam, wandte sie sich an die für sie zuständige Behörde, mit der Bitte, dass sie getauft werden möchten. Die Betreuerin von der Caritas wollte erst mal abwarten und die Ernsthaftigkeit der Bitte überprüfen. Sie unternahm ein halbes Jahr nichts, bis auf weiteres Drängen der Familie unser Institut informiert wurde, ob wir uns das genauer ansehen und begleiten könnten.
Wir verständigten uns am Anfang mit Händen, Füßen und „Google Translator“. Der erste Kontakt war sehr herzlich und liebevoll. Ein türkischer Mitarbeiter und eine Mitarbeiterin aus unserer Gemeinschaft unterrichteten sie dann im katholischen Glauben und die Familie wurde im Februar vergangenen Jahres in das Katechumenat aufgenommen. Sie erhielten von einer befreundeten Familie ein Kreuz als Geschenk und waren so mutig, es in ihrer kleinen Wohnung aufzuhängen. Als nun Freunde zu Besuch kamen und das Kreuz sahen, standen sie sofort auf und verließen die Wohnung wieder. Auch wenn die Familie sonntags zum Gottesdienst geht, versuchen ehemalige Freunde, sie davon abzuhalten.
Da das Flüchtlingsheim, in dem die Familie untergebracht war, geschlossen wurde, übersiedelte sie in eine andere Flüchtlingsunterkunft. Auf die Frage der dortigen Mitbewohner, ob sie Muslime seien und die schlichte Antwort „nein“ bekamen, erlebte die Familie sofort Distanz.
Es ist eine Bereicherung für uns, diese Familie, die mittlerweile schon sehr gut Deutsch spricht, zu begleiten auf ihrem Weg zu

und mit Gott und die vielen Fragen, die sie haben, zu beantworten. Ein Vorbereitungskurs dauert üblicherweise ein bis zwei Jahre und wir spüren, dass die Sehnsucht zur Taufe hier im Wachsen ist.
Wie viel Mut braucht es für solche Menschen, wenn sie Christen werden möchten! In ihren Ländern werden sie dafür verfolgt, es droht ihnen die Todesstrafe. Auch in Österreich haben sie es oft sehr schwer unter ihren Landsleuten. Sie brauchen jemand, der ihnen vorangeht, sie begeistert und sie ermuntert weiter zu gehen.
Sollten wir nicht einfach selbst überzeugter unseren christlichen Glauben leben, damit er für andere authentisch wirkt? Sollten wir Christen solche Menschen nicht viel mehr unterstützen, und versuchen, sie in unsere Kultur zu integrieren? Es braucht dazu aber viel Gebet und die Muttergottes verschafft gute Zugänge. Durch ihre Fürsprache und ihre Begleitung können wir Jesus in die Welt tragen, auch unter die Menschen anderen Glaubens. Wir sind immer nur Werkzeuge und wir brauchen die Bereitschaft für dieses Abenteuer. Die Bekehrung ist Sache Gottes, wie P. Herget immer wieder betont, wenn er gefragt wird. Übergeben wir der Muttergottes unser Leben und unsere Aufgaben und unsere Werke; sie wird dafür sorgen, dass wir das große Abenteuer unseres Lebens leben und das Licht, Jesus, in die Welt tragen können.

Memorare

des Hl. Bernhard von Clairvaux für die Quick Novena:

„Gedenke, gütigste Jungfrau Maria, man hat es noch niemals gehört, dass jemand, der zu Dir seine Zuflucht nahm, deine Hilfe anrief, um deine Fürsprache flehte, von dir verlassen worden sei. Von solchem Vertrauen beseelt, nehme ich meine Zuflucht zu dir, Mutter, Jungfrau der Jungfrauen; zu Dir komme ich; vor Dir stehe ich seufzend als Sünder. Mutter des Wortes, verschmähe nicht meine Worte, sondern höre mich gnädig an und erhöre mich. Amen.“

Abschlussgebet:

Heilige Maria, Mutter Gottes,
bewahre mir das Herz eines Kindes,
kristallklar wie eine Quelle,
ein einfaches Herz, das nicht in Traurigkeit grübelt!
Schenke mir ein Herz, das gibt ohne zu zählen,
feinfühlig und anteilnehmend,
ein treues und weites Herz,
das keine gute Gabe vergisst und nichts Böses nachträgt!
Forme mir ein mildes und demütiges Herz,
das liebt ohne Gegenliebe zu fordern;
froh darin, im Herzen Deines geliebten Sohnes aufzugehen;
ein großes und starkes Herz,
das sich durch keine Undankbarkeit verschließt und wegen keiner Gleichgültigkeit aufgibt;
ein Herz voll Leidenschaft für die Herrlichkeit Jesu Christi, von Seiner Liebe verwundet,
dessen Wunde erst im Himmel Heilung findet!
Amen. (P. De Grandmaison)

Predigten

Die Gaben des Heiligen Geistes

Anton Ziegenaus

Die Eröffnungsmesse der theologischen Sommerakademie ist in guter Tradition immer eine Bitte an den Vater und seinen Sohn, uns den Heiligen Geist zu senden, denn ohne ihn können wir das Wesentliche an Jesus Christus nicht erkennen. Der Heilige Geist ist der „Geist der Wahrheit" (Joh 14,17). „Er wird mich verherrlichen" sagt Jesus; ohne diesen Geist würden wir in Jesus nur einen unglücklichen Pechvogel sehen, der Gutes wollte, aber hingerichtet wurde. Dass wir in ihm die Liebe Gottes sehen können, der so sehr die Welt geliebt hat, dass er seinen eingeborenen Sohn für uns hingab, damit wir das ewige Leben haben, ist eine Wirkung des Geistes, der Jesus verherrlicht. Der Geist wird uns alles lehren und an alles erinnern, was Jesus gesagt hat (vgl. Joh 14,26).

Von diesem Wirken des Heiligen Geistes habe ich in den letzten Eröffnungs-Gottesdiensten gesprochen. Heute möchte ich – zur Auffrischung des letztjährigen Vortrags von Pater Markus Christoph – einige der sieben Gaben des Heiligen Geistes erklären.

Die erste Gabe ist die Weisheit. Was heißt Weisheit? Sie ist nicht „viel Wissen", denn wir empfinden kaum, dass ein Vielwisser oder Besserwisser weise ist, sie sind unsympathisch.

Weisheit ist zu wissen, was wichtig ist. Viele meinen, Geld und beruflicher Aufstieg, Karriere seien wichtig. Jesus sagt: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo Motten und Rost sie verzehren und Diebe einbrechen und stehlen; sondern sammelt euch Schätze im Himmel“ (Mt 6,19). Schon die Volksweisheit weiß: Niemand kann etwas mitnehmen.

Ein junger Mann fragt Jesus: „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?“. Die Frage zeigt, dass er das Ewige Leben für wichtiger hält und weise ist. In diesem Sinn beten wir oft in der Adventszeit, Gott möge uns geben, dass wir das Unvergängliche mehr lieben als das Vergängliche. Nur ein Dummkopf legt sein Geld in einer Inflationswährung an, wo es ständig an Wert verliert; die Werte sollen doch wertbeständig bleiben.

Beten wir um die Gabe der Weisheit, damit wir erkennen, was wichtig ist.

Die zweite Gabe des Heiligen Geistes ist die Gabe des Verstandes. Sie lässt verstehen, warum etwas wichtig ist, und hilft uns, Prioritäten zu setzen, d.h. zu erkennen, warum etwas wichtig bzw. unwichtig ist. Besonders bedeutungsvoll wird für uns Menschen die Gabe des Verstandes, wenn wir irdische Werte verlieren und in Situationen des Leids oder einer Krankheit geraten. In solchen Situationen fragen wir nach dem Sinn einer irdischen Daseinsminderung. Auch eine eigene Krankheit oder die eines Familienangehörigen kann uns menschlicher und reifer machen. Mit der Gabe des Verstandes verstehen wir – vielleicht – den Irrtum, weshalb der reiche Jüngling, der nach dem Weg zum ewigen Leben fragte, und dem Jesus die Lösung vom Reichtum geraten hatte, die Nachfolge nicht angetreten hat. Es ist wichtig zu verstehen, was wichtig ist und was unwichtig.

Ferner schenkt der Heilige Geist die Gabe des Rates. Was soll

man einem Menschen, der sich nicht mehr selbst zu helfen weiß, raten? Zu klären ist überhaupt, ob ernsthaft ein Rat gesucht wird. Oft hält der angeblich so ehrlich und gewissenhaft Suchende eine Unmenge von Gründen parat, warum er diesen oder jenen Vorschlag sich nicht zu eigen machen kann, warum dieser oder jener Weg – wenigstens für ihn – nicht gangbar ist. In solchen Fällen bleibt nur das Gebet übrig.

Was aber raten? Jedenfalls soll man nie zur Sünde raten, auch nicht als Ausnahme, d.h. nur in diesem „einmaligen Fall", denn die Sünde löst kein Problem – höchstens scheinbar und momentan –, sondern schafft neue Abhängigkeiten. Ferner muss sich der Ratende bewusst sein, dass nicht unbedingt die leichtere und bequemere Lösung ratsam ist. Um die Gabe des Heiligen Geistes müssen wir beten, weil niemand weiß, „was im Menschen ist außer der Geist des Menschen, der in ihm selbst ist. So hat auch keiner erkannt, was in Gott ist, als der Geist Gottes". „Der Geist erforscht alles, auch die Tiefen Gottes" (1 Kor 2,11.10).

Schließlich ist noch die Gabe der Stärke zu bedenken: Wir Menschen sind wankelmütig. Bei Schwierigkeiten verlieren wir die Ausdauer und den Mut und vergessen unsere guten Vorsätze. Jesus sagt uns: „Wer ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden" (Mk 13,13). Vor dem guten Ende aufzugeben, ist schrecklich. Der Heilige Geist wird den verfolgten Jüngern Jesu beistehen, damit sie vor Gericht recht reden; sie sollen keine Angst haben (vgl. Lk 12,11f). Durchhalten, d.h. nicht der Angst erliegen, können wir mit der Kraft, die Gott gibt.

Bitten wir Gott täglich um die Gaben des Heiligen Geistes.

Mater Castissima, Auxilium Christianorum

S. Exz. Dr. Vitus Huonder

Bischof von Chur

Brüder und Schwestern im Herrn,

der *Monat September* ist ein Marienmonat wie kaum ein anderer. Er ist mit vier liturgischen Tagen der seligen Jungfrau ausgezeichnet: Mariä Geburt am 8. September, Mariä Namen am 12., Maria der sieben Schmerzen am 15. und Maria vom Loskauf (Maria *Mercedes*) am 24. September. Damit ist schon vieles über die Bedeutung Marias im Heilsplan Gottes ausgesagt. Die Bedeutung Marias wird uns durch ihre *Verehrung* bewusst. Dabei ist ihr allgemeiner Titel hervorzuheben, der Titel *die Selige Jungfrau und Gottesmutter*, Titel, den wir im zweiten, dritten und vierten Hochgebet vorfinden, Titel, der im ersten Hochgebet erweitert wird mit der Bezeichnung *Maria, die glorreiche, allzeit jungfräuliche Mutter unseres Herrn und Gottes Jesus Christus*.

Die beiden zentralen Begriffe für Maria sind *Jungfrau und Gottesmutter*. Sie stehen für das umfassende wunderbare Walten Gottes an der Person Marias: Gott hat Maria *ganz für sich* in Anspruch genommen, um seine Pläne mit *uns Menschen* zu verwirklichen. Wir könnten mit Bezug auf die Jungfrau und

Mutter so formulieren: Maria ist *Jungfrau*, von Gott als Jungfrau erwählt, um des Sohnes willen; sie ist *Mutter*, von Gott zur Mutter seines Sohnes bestimmt, um der Menschen willen, nämlich um den Menschen den Erlöser zu schenken. Darin ist das ganze Glaubensgeheimnis Marias zusammengefasst.

Maria wird ganz besonders in der *Lauretanischen Litanei* angerufen. Von den vielen Titeln möchte ich heute zwei herausgreifen und in den Kontext der Zeitereignisse stellen. Es sind dies die Titel *Mater castissima* und *Auxilium christianorum – keuscheste Mutter* und *Hilfe der Christen*. Warum eben diese Wahl? Diese Wahl steht im Zusammenhang der allgemeinen Glaubensentwicklung in Westeuropa und darüber hinaus. Sie steht ebenso im Kontext des Nachsynodalen Apostolischen Schreibens *Amoris laetitia. Amoris laetitia* steht im Kontext der heutigen allgemeinen Glaubensentwicklung. *Amoris laetitia* bezieht sich auf das Symptom einer Entwicklung. Wenn ich genau sein darf: Wir stehen vor einem Krankheitssymptom. Das Schreiben zeigt auf, an was der Mensch in der Beziehung Mann – Frau heute leidet, und versucht, die Symptome medikamentös zu beheben.

Um etwas zur Gesundung und Genesung beizutragen, damit die Krankheitssymptome verschwinden und der Mensch wiederhergestellt wird, greife ich auf die Fürbitte und das Vorbild der seligen Jungfrau und Gottesmutter Maria zurück, und dies mit Bezug auf die zwei Titel der Litanei: *Mater castissima – Auxilium christianorum. Amoris laetitia* sagt uns ja, wir sollten von der Jungfrau Maria den Schutz unter ihrem mütterlichen Mantel erflehen (AL 318).

Auxilium christianorum: Beginnen wir bei diesem Titel. Darauf verweisen uns vor allem die zwei Festfeiern Mariä Namen und Maria vom Loskauf. Beide Titel beziehen sich auf eine große Not der Christenheit und auf die Gefahr, in welche die Christenheit im dreizehnten und im siebzehnten Jahrhundert schwebte, Gefahr durch die Sarazenen ausgelöst, Gefahr durch

die Türken verursacht. Der *christliche Glaube* war damals gefährdet. Durch die Hilfe Marias konnten diese Gefahren abgewendet oder gemildert werden. Maria als *Auxilium christianorum* ist jene Frau, welche unserem christlichen Glauben zu Hilfe kommt, auch heute zu Hilfe kommt.

Die Gefahr heute ist jene des Abfalls vom christlichen Glauben, und was besonders schwerwiegend ist, des *schleichenden* Abfalls. Es zeigt sich erst nach Jahren, was heute geschieht; es zeigt sich erst heute, was vor Jahren geschehen ist. Ich denke hier an den sich seit Jahren und Jahrzehnten abschwächenden Glauben an Gott, insbesondere als der Schöpfer. Heute trägt diese Entwicklung ihre reifsten und saftigsten Früchte in der Gender-Weltanschauung, die ihre Wurzeln in bestimmten Richtungen der Aufklärung, des Marxismus und des Relativismus hat. Inzwischen hat sich diese Weltanschauung bis tief in die Kirche eingeschlichen. Rufen wir daher in dieser Angelegenheit mit aller Kraft und Innigkeit Maria als *Auxilium christianorum* an.

Mater castissima: Eng verbunden mit der Gender-Weltanschauung ist die Frage der *Tugend der Keuschheit*. Die Keuschheit berührt unmittelbar die Quelle des Lebens. Die Gender-Weltanschauung ist ein Generalangriff auf die Keuschheit. Wenn die Quelle des Lebens zerstört wird, das heißt, wenn der Mensch nicht mehr fähig ist, keusch zu leben und die lebensweckenden Kräfte im Sinne des Schöpfers einzusetzen - das bedeutet eben, keusch zu leben – wird das Leben selber angegriffen und zerstört. Das bedeutet letztendlich: Dann wird der Wille Gottes nicht mehr erfüllt – der Wille Gottes, um dessen Erfüllung wir ja im Vaterunser bitten. Der Mensch löst sich von Gott und fällt damit in den Abgrund. Eben die Jungfrauschaft Marias, die Keuschheit Marias ist ein klarer Beleg dafür, wie bedeutend die Tugend der Keuschheit für das Heil des Menschen ist. Bezüglich der Keuschheit ist die Menschheit aber schwer krank, die Gender-Generation ist schwer krank.

Amoris laetitia ist der Versuch einer Reaktion auf dieses Phänomen. Dabei müssen wir aber das eine bedenken: Das Problem, vor welchem wir stehen, ist nicht so sehr die Zerbrechlichkeit des menschlichen Lebens, von dem das Schreiben spricht, das Versagen, das Scheitern, das Nicht-Erreichen eines Ideals; das Problem ist jenes der *totalen Verschlossenheit* gegenüber der Schöpfungsordnung, gegenüber den Geboten Gottes. Dass der Mensch sich verfehlt ist das eine; dass der Mensch nichts mehr hält von Gottes Weisung und Willen, ist das andere. Wir kommen damit in den Bereich der Sünde gegen den Heiligen Geist: Jede Sünde wird vergeben, nicht aber die Sünde gegen den Heiligen Geist (Mt 12,31). Deshalb wird auch *Amoris laetitia* sicher noch fortgeschrieben werden. Denn es muss noch der Krankheitsherd entfernt werden. Ansonsten werden sich die Krankheitssymptome – wenn einmal die Beruhigungsmittel nicht mehr wirken – wiederum melden. In diesem Fall gilt auch das Wort der Heiligen Schrift: *Dann geht er (der unreine Geist) und nimmt sieben andere Geister mit sich, die noch schlimmer sind als er selbst. Sie ziehen dort ein und lassen sich nieder. Und die letzten Dinge jenes Menschen werden schlimmer sein als die ersten* (Mt 12,45). Bitten wir die *Mater castissima,* sie möge mächtig darauf hinwirken, dass die Menschheit die Bedeutung der Tugend der Keuschheit für ihr Fortbestehen erkenne und diese Tugend als Auftrag Gottes lebe, damit die letzten Dinge der Menschheit nicht schlimmer werden als die ersten.
Mater castissima – ora pro nobis; *Auxilium christianorum - ora pro nobis.* – Amen.

Maria – Urbild und Mutter der Kirche

Predigt zum Abschluss der Theologischen Sommerakademie

Josef Kreiml

Bei der Schlussmesse der dritten Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanums hat Papst Paul VI. am 21. November 1964 die Gottesmutter zur „Mutter der Kirche", zur Mutter „des ganzen christlichen Volkes, der Gläubigen und der Hirten, die sie ihre allerliebste Mutter nennen" (AAS 56 [1965], 1015), erklärt. Und er hat bestimmt, dass „mit diesem überaus schönen Namen" das ganze christliche Volk nun der Mutter Christi „noch mehr Ehre" erweise. Daraufhin begannen mehrere Teilkirchen und Ordensgemeinschaften, die selige Jungfrau unter dem Titel „Mutter der Kirche" zu verehren. Für die marianischen Feiern im Heiligen Jahr 1975 wurde das Messformular „Maria, Urbild und Mutter der Kirche" erstellt und in die amtliche Ausgabe des *Missale Romanum* aufgenommen.

Diese Messe preist Gott, den Vater, der in seiner „unermesslichen Güte" der Kirche die Mutter Christi geschenkt hat als „Urbild aller Tugenden". Während die Kirche in der seligsten Jungfrau schon zur Vollendung gelangt ist, bemühen wir uns noch, die Sünde zu besiegen und in der Heiligkeit zu wachsen. Wir sollen unsere Augen auf Maria richten, die der Gemeinschaft der Auserwählten voranleuchtet: als Urbild der Tugend,

als Urbild der innigen Liebe, als Urbild des Glaubens und der Hoffnung, als Urbild der größten Demut, als Urbild des ausdauernden und einmütigen Gebetes und als Urbild der Anbetung im Geist. In Maria bewundert und preist die Kirche „die erhabenste Frucht der Erlösung". In ihr betrachtet die Kirche – wie in einem reinen Bild – mit Freude, was sie selbst ganz zu sein wünscht und hofft.

Die selige Jungfrau ist der „ungetrübte Spiegel der Kraft Gottes". Sie zeigt uns, den Gläubigen, das ungetrübte Bild der vollkommenen Jüngerin, der unversehrten Jungfrau, der treuen Braut, der sorgenden Mutter und der mit Herrlichkeit gekrönten Königin. Maria ist *Jüngerin*, die vollkommen ist in der Nachfolge Christi. Die Liturgie feiert sie als gläubige *Jungfrau*: Ihr will die Kirche allzeit gleichförmig sein, denn auch die Kirche ist Jungfrau, da sie das Treuewort, das sie dem Bräutigam gegeben hat, unversehrt und rein bewahrt" (*Lumen Gentium* 64). Maria ist *Braut Christi*, die ihrem Sohn durch das unauflösliche Band der Liebe verbunden und im Leiden mit ihm vertraut ist. Maria ist die *Mutter*, fruchtbar durch die Kraft des Heiligen Geistes und besorgt um das Heil aller Menschen". Die Kirche wird, indem sie die Liebe Marias nachahmt und den Willen des himmlischen Vaters treu erfüllt, durch die gläubige Annahme des Wortes Gottes *auch selbst Mutter*: Durch *Predigt* und *Taufe* gebiert sie die vom Heiligen Geist empfangenen und aus Gott geborenen Kinder zum neuen und unsterblichen Leben. Maria ist die *Königin*, im reichen Schmuck ihrer Tugenden, die auf ewig Anteil hat an der Herrlichkeit des Herrn. In Maria schaut die Kirche „das reine Bild" ihrer eigenen „künftigen Herrlichkeit".

Schon immer hat das christliche Volk Maria als Mutter und Fürsprecherin verehrt. An vielen Wallfahrtsorten wird das überdeutlich. Die zahlreichen Einträge in Pilgerbüchern und die große Anzahl von Votivbildern zeugen vom Glauben der Menschen, von ihrer Liebe zur Gottesmutter und ihren Hoffnungen. Sorgen, Ängste, Freude und Dank werden darin ausgesprochen. Vor einigen Wochen habe ich die Wallfahrtskirche

Mariä Himmelfahrt in *Frauenzell* (etwa 25 km nordöstlich von Regensburg) besucht. Unzählige Zeilen stehen im Pilgerbuch dieser Wallfahrtskirche, z. B. folgende: „Gesundheit für meine ganze Familie“, „Bitte hilf mir, alles Alte zu vergessen und noch einmal neu anzufangen!“ „Dass ich wieder neue Kraft schöpfe“. Dem unscheinbaren Buch vertrauen Pilgerinnen und Pilger aus verschiedenen Ländern ihre Bitten und Anliegen an.
Die ehemalige Benediktinerabteikirche Frauenzell ist allein schon in ihrer Architektur eine einzige Huldigung an die Gottesmutter. In meisterhaften Kompositionen verherrlichen die Deckenfresken von Otto Gebhard die Patronin der Kirche. Das große Deckengemälde zeigt die Himmelfahrt Mariens unter dem Jubel der Erde und des Himmels. Die Weissagung aus dem *Magnifikat* ist auf dem Spruchband angebracht: „*Beatam me dicent omnes generationes*.“ – „Von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“. In prächtigen Farben huldigen die – damals bekannten – Erdteile Europa, Asien, Afrika und Amerika der Himmelskönigin. Der „glorreichen Herrin des Klosters“ sind auch die Nebenfresken über den Altarnischen gewidmet. Sie zeigen Marias Geburt und Tempelgang, preisen sie als *Botin des Friedens*, *Zuflucht der Sünder* und *Hilfe der Christen*.
Das ist Maria in der Tat bis heute, wie ein Blick in das Pilgerbuch beweist. „Heilige Maria, steh mir bei“, bittet ein Besucher. „Lass uns wieder zueinander finden“, schreibt ein anderer. Pilger aus Rosenheim, Nürnberg, Berchtesgaden, Klagenfurt und Danzig, aus der Hallertau und dem Allgäu genauso wie aus Südtirol haben in dem Buch ihre Bitten niedergeschrieben. Menschen aus Chile und den USA, aus England und Finnland haben Einträge verfasst. Spanisch und Tschechisch wechseln sich mit Latein ab, sogar Stenografie kommt vor. Viele Einträge loben die Schönheit der Kirche. „Liebe Gottesmutter, du hast wirklich ein schönes Heim“, freut sich eine Frau aus dem Schwarzwald. „Die Kirche ist die schönste, die wir im Leben gesehen haben“, schreiben Larissa und Vanessa.

Zentraler Blickpunkt im lichtdurchfluteten Gotteshaus ist das Gnadenbild in der Mitte des Hochaltars, eine Holzfigur vermutlich des beginnenden 17. Jahrhunderts, flankiert von zwei Leuchterengeln inmitten einer Woge aus Weiß und Gold. Als die Marienstatue um 1622 den Ruf der Wundertätigkeit erlangte, wurde Frauenzell in größerem Umfang Zielort für Pilger. In der Marienkapelle links vom Kircheneingang befinden sich zahlreiche Votivtafeln – teilweise mehr als 200 Jahre alt –, die von Pilgern anlässlich der Erhörung ihrer Gebete gestiftet wurden. „Vergelt`s Gott", „thank you", „merci" – sagen Wallfahrer „für 37 Ehejahre", „für die Bekehrung meines Mannes", „für deine Fürsprache, liebe Gottesmutter", „für alles, was wir haben" und „für Veronikas Genesung".
Wer Beweise für tiefen Glauben sucht, kann sie im Frauenzeller Pilgerbuch finden. Ergreifende Glaubenszeugnisse entdeckt man in einer bescheidenen Nische im Kirchenvorraum – bei den Opferkerzen. Hier liegt das Buch, dem die Pilger unaufhörlich ihre Gedanken anvertrauen. Diese sind oft sehr ernst: „Bitte, gib mir die Kraft, alles und allen zu verzeihen, auf dass auch ich Vergebung erlange." – „Hilf, dass mein Leben wieder in die richtige Bahn kommt, und lass mich nicht allein sein." Nur jene Person, die den Eintrag geschrieben hat, und die Gottesmutter wissen, was mit Worten wie folgenden gemeint ist: „Ich habe gebüßt" oder „Lass das Wunder geschehen". Nicht selten finden wir einen Hinweis auf einen großen Schmerz: „Warum schickst du mir ein solches Schicksal?" In letzter Zeit mehren sich Eintragungen zu Flucht und Vertreibung: „Hilf allen Flüchtlingen, dass der Krieg in ihrem Land ein Ende nimmt". Besonders nahe gehen einem oft die Einträge von Kindern: „... dass alle Menschen in Frieden leben können", wünscht sich ein Bub. Zwischen Gebeten und Zeichnungen sind so viele Bitten notiert: Gesund werden, den richtigen Partner finden. Frieden und Gerechtigkeit und vieles mehr erhoffen die Menschen. Daneben entdeckt man manchen Denkanstoß: „Wo ist Gott? Wo ist Gott nicht?" Kommen

auch wir, liebe Schwestern und Brüder, mit einem so großen Vertrauen zu Maria, unserer Mutter und Fürsprecherin?
Maria ist inmitten der betenden Jünger im „Obergemach“. So haben wir es heute in der Lesung aus der Apostelgeschichte (Apg 1,12–14) gehört. Maria, die anderen Frauen und die Gruppe der zwölf Jünger verharrten einmütig im Gebet. Wenn wir uns heute als betende Gemeinde versammeln, dann ist die Mutter Jesu gewiss auch unter uns. Sie trägt unser Beten und Bitten zu ihrem Sohn. Auch das Evangelium von der Hochzeit zu Kana (Joh 2,1–12) bezeugt es uns eindeutig: Maria hat ein offenes Ohr, ein offenes Herz für die Sorgen der Menschen. „Sie haben keinen Wein mehr.“ Maria lässt sich anrühren von der Not der Menschen. Sie überbringt unser Bitten und Rufen ihrem Sohn. Sie weiß, dass er helfen kann. Maria will nur Vermittlerin sein. Und in der Tat: Ihr Bitten war nicht umsonst. Jesus Christus hat geholfen. So tat er „sein erstes Zeichen … und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn“ (Joh 2,11). Es war damals so, und es wird heute so sein. Haben auch wir den Mut, auf die Hilfsbereitschaft der Gottesmutter unser Vertrauen zu setzen. Wir sind ihr nicht gleichgültig. Deshalb dürfen wir rufen: „O Maria, hilf!“ Und haben wir den Mut, auf den göttlichen Sohn dieser Mutter zu hoffen. Er ist unser Retter. Er ist unser Heiland. Und noch mit vielen anderen Namen haben ihn die Gläubigen aller Jahrhunderte gerufen.
Papst Franziskus hat seine Predigt am vergangenen 1. Januar – dem Hochfest der Gottesmutter Maria – unter das Motto gestellt: „Wir sind keine Waisen, wir haben eine Mutter.“[1] Von ihrem Inneren her lernte Maria, den Herzschlag ihres Sohnes zu hören. Das lernte sie in ihrem ganzen Leben; sie hat das Pulsieren Gottes in der Geschichte entdeckt. Maria lernte, Mutter zu sein. Und in dieser Lehrzeit schenkte sie Jesus die schöne Erfahrung, sich als Sohn zu verstehen. Bei seiner Mutter lernte Jesus die mütterliche Zärtlichkeit Gottes kennen. In den Evangelien erscheint Maria als eine eher wortkarge Frau, ohne gro-

ße Reden oder Geltungssucht, aber mit einem aufmerksamen Blick, der das Leben und die Sendung ihres Sohnes zu behüten versteht. Maria zeigt uns mit ihrer Mütterlichkeit, dass die Demut und die Zärtlichkeit nicht Tugenden der Schwachen, sondern der Starken sind.

Die Mütter sind – so Papst Franziskus – das stärkste Gegenmittel gegen unsere individualistischen und egoistischen Neigungen, gegen unsere Formen des Sich-Verschließens und der Gleichgültigkeit. Eine Gesellschaft ohne Mütter wäre nicht nur eine kalte Gesellschaft, sondern eine Gesellschaft, die ihr Herz verloren hat. Eine Gesellschaft ohne Mütter wäre eine erbarmungslose Gesellschaft, die nur noch dem Kalkül Raum lässt. Das Bestreben, der Güte Gottes im mütterlichen Antlitz Marias, im mütterlichen Antlitz der Kirche, in den Gesichtern aller Mütter zu gedenken, bewahrt uns vor der zersetzenden Krankheit der „spirituellen Verwaisung".

Das Fest der heiligen Gottesmutter zu feiern, lässt auf unserem Gesicht wieder ein Lächeln aufleuchten, weil wir spüren, dass wir zusammengehören; – weil wir wissen, dass wir nur in einer Gemeinschaft, in einer Familie, in der Kirche das „Klima", die „Wärme" finden können, die uns erlaubt, menschlich zu wachsen. Das Fest der heiligen Gottesmutter zu feiern, regt uns an, gemeinschaftliche Orte zu schaffen und zu pflegen, die uns das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Verwurzelung vermitteln.

Jesus Christus hat im Moment der äußersten Hingabe seines Lebens am Kreuz nichts für sich selbst behalten wollen. Indem er sein Leben hingab, übergab er uns auch seine Mutter. Er sagte zu Maria: „Siehe, dein Sohn, siehe, deine Kinder." Wir wollen die Mutter unseres Erlösers in unsere Häuser aufnehmen, in unsere Familien, in unsere Gemeinschaften, in unsere Völker. Wir wollen ihrem mütterlichen Blick begegnen. Dieser Blick befreit uns von der Verwaisung; dieser Blick erinnert uns daran, dass wir Brüder und Schwestern sind. Ich gehöre zu dir; du gehörst zu mir. Wir sind keine Waisen, wir haben eine Mutter. Amen.

Unsere Liebe Frau

Die Wallfahrtskirche in Bobingen

Unsere Liebe Frau

Die Wallfahrtskirche in Bobingen

Alois Epple

Im Süden von Bobingen liegt eine der schönsten Wallfahrtskirchen Schwabens, die zu „Unserer Lieben Frau**“.**
Es traf sich gut, dass die Teilnehmer der Tagung der Theologischen Sommerakademie gerade am Tag der „Schmerzen Mariens“ eine Wallfahrt zu dieser Kirche machten, wo Vitus Huonder, Bischof von Chur, dann ein Pontifikalamt zelebrierte. Eine Skulptur der schmerzhaften Muttergottes befindet sich an der Südwand innerhalb der Kirche.
Schon im Mittelalter könnte hier eine Marienkapelle gestanden haben, erstmals erwähnt ist sie jedoch erst 1472. Die Zeit und Kriege machten sie zur Ruine. Zudem konnte nach dem 30jährigen Krieg dieses Gotteshaus die wachsende Zahl der Wallfahrer nicht mehr aufnehmen. So setzte sich der Bobinger Pfarrer seit 1744 dafür ein, dass die Kapelle nicht erweitert, sondern neu gebaut wurde. 1748 beschloss man, eine neue Wallfahrtskirche zu errichten. Um diese Zeit erreichte das schwäbisch-bayerische Rokoko seinen Höhe- und Endpunkt (1745 bis 1754 wurde die Wieskirche gebaut und ausgestattet!).
Bereits das Äußere der Kirche verrät, dass es sich hier um ein herausragendes Bauwerk handeln muss. Ein großer Teil der Wand ist durch Fenster entmaterialisiert. Diese dreigeteilten, geschwungenen Fenster mit einem kleinen, herzförmigen Fenster darunter sind gebautes Ornament. Sie gehen bis auf die Fenster der römischen Diokletiansthermen zurück und werden deshalb auch Thermenfenster genannt. Der Füssener Architekt Johann Jakob Herkomer (1652 – 1717) brachte sie, nach seiner

Lehrzeit in Italien, in unsere Gegend. Nachfolger Herkomers als Baumeister war sein Neffe Johann Georg Fischer (1773 – 1747). Dieser beschäftigte Franz Xaver Kleinhans (1699 – 1776) ab 1725 als Palier. Nach zehn Jahren machte sich Kleinhans als Baumeister selbständig. Von 1749 bis 1751 baute man dann diese Bobinger Wallfahrtskirche nach seinen Plänen und diese Pläne zeigen deshalb auch weiterentwickelte Thermenfenster in der Tradition der Füssener Bauschule.

Die Kirchenfenster sind wie große stilisierte Ohren gestaltet. So werden die Gläubigen dazu eingeladen, Christus mit offenen Ohren und liebendem Herzen in der Feier der Liturgie zu begegnen, seine Anwesenheit im Tabernakel dankbar zu begrüßen und sich als Glieder an dem einen mystischen Leib Christi zu verstehen, der die streitende, leidende und verherrlichte Gemeinschaft der Gläubigen umfasst. Die Christen sollen sich in der Nachfolge Christi bewähren und einmal im Himmel ihre Vollendung empfangen.

Aber nicht nur die Form dieser Fenster verrät den Rokokostil der Jahrhundertmitte, auch die nischenartige Abrundung der Ecken im Innern des Langhauses zeigt diesen. Der Grundriss des Kirchenschiffes ist ein längsovaler Saal. Dieser ist überwölbt von einer elliptischen Flachkuppel. Der eingezogene, fast quadratische Chor hat eine flache Pendentifkuppel mit einer Laterne, die aber außen nicht sichtbar ist. Die Laternenkuppel erinnert noch an Herkomers Kirchenbauten wie z.B. St. Mang in Füssen, während die ungestörte Langhausdecke zeitbedingt ist. Sie dient zur Aufnahme eines großen Freskos. Die geometrischen Formen können daran erinnern, dass Glaube und Vernunft im Menschen zusammengehören und sich nicht ausschließen.

Die Fresken dieser Kirche malte Vitus Felix Rigl (um 1717 bis nach 1779), ein schwäbischer, leider noch zu wenig erforschter Maler, der wohl in Augsburg seine Ausbildung erhielt. Das Langhausfresko ist unten von einem weißen, profilierten

Stuckgebälk und darüber von einer gemalten Balustrade gerahmt. Etwas zurückgesetzt sieht man in kräftigen Farben gemalte Architektur. Mit dieser versucht der Maler der Decke Höhe zu geben. Hinter dieser erhebt sich helle, perspektivisch gemalte Architektur und erst dahinter und darüber zeigt sich ein Heiligenhimmel: Zentrum dort ist Maria als die Unbefleckte Empfängnis. Unterhalb der Gottesmutter lagern Propheten und Apostel auf Wolkenbänken.

Die Kirche, der neue Bund im Leib und Blut Jesu Christi, ist im Alten Testament vorgebildet. Die Geschichte des Volkes Israel mit den Propheten, der Alte Bund, zielt auf das Reich Gottes hin, das durch die Menschwerdung Jesu Christi durch den Heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau, die Menschheit mit dem dreifaltigen Gott versöhnt.

In den Ecken unter dem Hauptbild zeigen vier Bildfelder mit reichen Rocaille-Rahmungen die Kirchenväter Augustinus, Hieronymus, Ambrosius und Gregor d. Großen, die jeweils ein Buch mit einer Inschrift halten. Die Felder über den Wandnischen illustrieren allegorische Figuren, welche die vier damals bekannten Erdteile bezeichnen. An die Apostel erinnern die an den Seitenwänden angebrachten Apostelleuchter. Die Kirche, von Christus auf die Apostel gegründet, verkündet durch das Zeugnis und die Theologie der Kirchenväter, entfaltet sich auf allen Erdteilen.

Die Einführung in das Chorfresko ist perspektivisch gemalte Architektur mit Ausblicken auf Landschaften. Das Fresko zeigt die Wunderkraft Mariens. Putten halten Spruchbänder, auf denen die Hilfe Mariens in lateinischer Sprache beschrieben wird: Ein Arbeiter stürzt von einem Baugerüst, ein Ertrinkender wird gerettet, eine Feuersbrunst gelöscht und ein Mann aus einem Brunnen gezogen: Die Wallfahrer kommen zu Maria, die sich als zuverlässige Helferin der Christen erweist.

Der Stuck ist recht spärlich, auch dies ein Zeichen, dass das Rokoko um 1750 seinem Ende zuging. Er umgibt in erster Li-

nie kleinere Fresken und liegt auf Architekturlinien wie Bögen, Zwickeln und Fensterrahmen. Er wird dem Wessobrunner Franz Xaver Feichtmayr d.Ä. (1689 bis vor 1764) zugeschrieben.
Besonders hervorzuheben ist der prächtige Hochaltar, ebenfalls aus der Entstehungszeit der Kirche. Er wurde von Joseph Einsle aus dem benachbarten Göggingen bei Augsburg geschreinert. Der eigentliche Altar setzt erst in Höhe des Altartisches an. Links und rechts stehen je zwei Säulen und ein Paar Pilaster auf hohen Postamenten, relativ weit auseinander. Das vordere Säulenpaar ist diagonal gedreht. Nicht nur dies sind Anhaltspunkte, dass der Altar im Rokoko und nicht schon im Barock entstand. Ein anderes Kriterium für die Datierung in die Mitte des 18. Jahrhunderts ist die Ornament-Reduzierung an den Säulen und im Gebälk, sowie die Figurenarmut. Im Gebälk sieht man nur Gottvater, ein Paar Engel und zwei Puttenpaare.
Zwischen Gott und dem Gnadenbild, einer gewandeten Gottesmutter mit Kind, schwebt die Heilig-Geist-Taube. Maria zur Seite stehen ihre Eltern, Joachim mit Schäferstab und mit einem geschlossenem Buch, Symbol des Alten Testamentes, und Anna mit einem offenen Buch, Zeichen des Neuen Testamentes. Weiter erinnert dieses Buch an die Legende, wonach Anna ihre Tochter Maria das Lesen lehrte. So wird die vertikal angeordnete göttliche Dreiheit (Gottvater, Heiliger Geist und Christus) hier durch eine horizontal angeordnete irdische Dreiheit (Maria mit ihren Eltern) ergänzt. Der Bildhauer dieser Figuren ist nicht bekannt. Über dem Gnadenbild sieht man eine Muschel, Sinnbild der Jungfräulichkeit und Begnadung Mariens, welche auch im benachbarten Klosterlechfeld im fast zeitgleichen Hochaltar über Christus zu sehen ist.
Durch den dem Chor vorgesetzten Zentralraum, in dem die Kirche die Gläubigen empfängt, werden sie in das Geheimnis der Kirche eingeführt. Von hier aus lenkt die Kirche die Auf-

merksamkeit der Gläubigen auf den Hauptaltar. Der dreifaltige Gott erwählt aus dem Volk Israel (Joachim und Anna) die Jungfrau Maria, die mit ihrem Ja den Erlöser der Menschheit zur Welt bringt. Christus wird in der Wandlung auf dem Altar mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit, gegenwärtig und im Tabernakel von den Gläubigen angebetet.
Erst dreißig Jahre nach dem Hochaltar wurden die beiden Seitenaltäre von Philipp Jakob Einsle, vermutlich der Sohn des Erbauers des Hochaltars, geschreinert und vom Augsburger Joseph Kandel gefasst. Die Figuren schnitzte der Augsburger Bildhauer Joseph Weinmüller. Unschwer erkennt man hier schon den Klassizismus: Beide Altäre bestehen nur aus je zwei Säulenpaaren. Das „Gebälk" ist reduziert auf einen Bogen mit Strahlenkranz, von dem schlanke Girlanden ausgehen. Auch die Vasen auf den Außensäulen gehören zum klassizistischen Formenschatz. Der ganze Figurenschmuck besteht aus den Altarheiligen und je einem Puttenpaar.
Im rechten Seitenaltar steht der hl. Johannes Nepomuk, der 1729 heilig gesprochen wurde. Über ihm tragen Putten Birett und Schlüssel, Hinweis auf seinen Dienst als Generalvikar und auf das Beichtgeheimnis. Er ist Patron der Beichtväter, Priester, Schiffer, Flößer, Müller, der Brücken. Er ist ein Volksheiliger in den ehemaligen habsburgischen Ländern. Heute kann er säumige Christen in besonderer Weise an die Beichte erinnern. Auch in körperlichen Nöten wird er angerufen.
Im linken Seitenaltar hält der hl. Joseph einen blühenden Stab – bei der Wahl Mariens zu seiner Braut blühte der trockene Stab in seiner Hand. Darüber zeigen Putten mit einem Winkeleisen, dass Joseph ein Zimmermann war. In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Josephsverehrung besonders ausgeprägt. Das zeigt sich auch daran, dass sogar der Kaiser (Joseph II.) seinen Namen trug.
Der heilige Joseph ist Patron der ganzen katholischen Kirche, der Ehepaare und Familien, Kinder, Jugendlichen und Waisen,

der Jungfräulichkeit, der Kämpfer gegen den Kommunismus; der Arbeiter, Handwerker, Zimmerleute, Holzhauer, Schreiner, Wagner, Totengräber, Ingenieure, Erzieher, Pioniere, Reisenden und Verbannten, der Sterbenden. Er wird angerufen bei Augenleiden, in Versuchungen und Verzweiflung, bei Wohnungsnot und für einen guten Tod. Diese Information aus dem Heiligenlexikon zeigt, dass die Marienverehrung auch die Verehrung des heiligen Joseph einschließt. An jedem Wallfahrtsort können wir erspüren, dass die Gläubigen eine wirksame Hilfe erfahren, wenn sie die Heiligen in ihr Leben einbeziehen.

Ein besonderer Schatz dieser Wallfahrtskirche sind die zahlreichen Votivtafeln an der Südwand. Sie reichen bis ins 17. Jahrhundert zurück und erzählen von bettlägerigen Kranken, Feuersbrünsten und kranken Tieren. Und immer hat Maria geholfen. Die Votivtafeln haben nicht nur religiöse, sondern auch volkskundliche Bedeutung. Sie zeigen u. a. die damalige Kleidung, die Bauweise von Häusern, Berufe und den Umgang mit Tieren.

Die Votivtafeln in dieser Kirche geben Kunde von der Dankbarkeit der Gläubigen für die Hilfe, die sie durch die Fürsprache der Muttergottes von Christus erfahren haben.

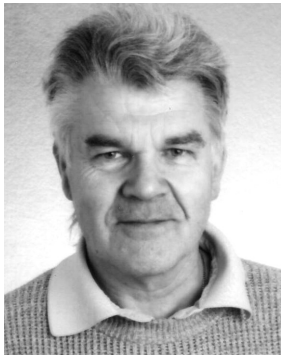
Dass die Reihe der Votivbilder in den 1960er Jahren abbricht, ist kein Hinweis auf eine schwindende Hilfe der Muttergottes, sondern wirft die Frage nach der Glaubensstärke und Frömmigkeit der Gläubigen auf.

Referenten

Dr. theol. habil. Vitus Huonder Bischof *von Chur/Schweiz* Geboren 1942, Priesterweihe 1971, vom Domkapitel zum Bischof von Chur gewählt am 6. Juli 2007, Ernennung zum Bischof durch Papst Benedikt XVI. am 8. Juli 2007, Bischofsweihe: 8. September 2007 in der Klosterkirche Einsiedeln, Amtsübernahme am 16. Sept. Sein Wappenspruch lautet: Instaurare omnia in Christo − „Alles soll der Verherrlichung unseres Herrn und seiner Kirche dienen und dazu beitragen." Bischof Vitus Huonder gehört zu den Referenten beim Kongress Freude am Glauben des Forums Deutscher Katholiken und war schon mehrfach Zelebrant und Prediger bei der Theologischen Sommerakademie in Augsburg. Er ist bekannt für die klare Verkündigung der katholischen Lehre, weshalb er auch in Deutschland mit medialen Angriffen konfrontiert wurde.

Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus ist 1936 in Hofarten/Bayern geboren. Nach dem Studium der Philosophie, Theologie und Psychologie wurde er 1963 zum Priester geweiht. Den Doktor in Philosophie erwarb er bei Alois Dempf, in Theologie bei dem späteren Kardinal Leo Scheffczyk. Von 1977 bis 2004 (Emeritierung) war er Ordinarius für Dogmatik. Mit Scheffczyk zusammen schuf er eine achtbändige international vielbeachtete aktuelle Dogmatik. Vielfältig ist sein Engagement in Wort und Schrift. Er referiert an Hochschulen und Akademien, ist Dozent an Priesterseminaren und bei Kongressen. Anton Ziegenaus unterstützte die Gründung von Radio Horeb und ist mit Aufmerksamkeit und Engagement dem katholischen Radio verbunden. Mit Rat und Tat begleitet er die Initiativen des Forums Deutscher Katholiken und ist Referent beim Kongress „Freude am Glauben". Von Anfang an ist er Mitglied beim Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg. Er moderiert die Theologische Sommerakademie in Augsburg und ist ihr geistlicher Leiter. In seiner Lehre und Verkündigung nimmt die Muttergottes einen besonderen Rang ein. Als Priester sieht er sich nach wie vor der Seelsorge im Klinikum in Bobingen verpflichtet.

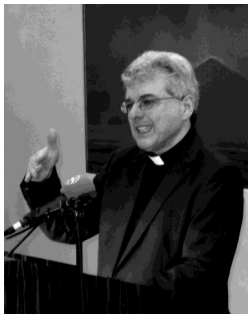
Dr. Monika Born ist 1942 in Essen geboren. Sie studierte Germanistik und Pädagogik. Nach ihrem Studium wirkte sie als Erzieherin, Lehrerin und Fachleiterin für Deutsch. 1977 promovierte Frau Dr. Born in Pädagogik und erhielt Lehraufträge für Kinder- und Jugendliteratur an der Universität Essen. Von 1979 bis 2006 war sie Dozentin für Deutsch und Pädagogik am Institut für Lehrerfortbildung in Mülheim, einer Einrichtung der fünf Bistümer des Landes NRW.Von 1989 bis 2001 war sie Mitglied der Jury zum Kath. Kinder- und Jugendbuchpreis. Ihre Veröffentlichungen befassen sich mit Themen der Pädagogik, der Deutschdidaktik sowie der Kinder- und Jugendliteratur. Dr. Born ist stellvertretende Bundesvorsitzende des Verbandes Deutscher Katholischer Lehrerinnen (Berufsverband mit klarer Linie am Puls der Zeit).
Veröffentlichungen u. a.: „Wegen der Kinder“, Würzburg,, 2004; Jugendtrends – anpassen oder gegensteuern, Köln, 1994; Sexueller Missbrauch – ein Thema für die Schule?, Pfaffenweiler, Centaurus-Verl.Ges., 1994



Dr. Alois Epple, 1950 in Türkheim geboren, Studium der Mathematik, Geographie und Kunstgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, Promotion an der Universität Augsburg, Gymnasiallehrer in Landsberg, Preis für Bayerische Landeskunde, Herausgeber der Türkheimer Heimatblätter, Geschäftsführer der Joseph-Bernhart-Gesellschaft, Kirchenarchivar in Türkheim; Autor im „Fels“ und in den IKW.
Veröffentlichungen: KZ Türkheim – Das Dachauer Außenlager Kaufering VI, Die Kober: Schwäbische Maler in 19. Jahrhundert, Die Geschichte von Türkheim; zusammen mit Josef Straßer: Johann Georg Bergmüller – Die Gemälde; Das Leben und Sterben des hl. Aloysius. „Eine Kirche kann erst voll erfasst werden, wenn man in ihr auch Gottesdienst feiert, denn für diesen Zweck ist sie gebaut und ausgestattet worden.. Das Gebäude „Kirche“ wird mit einer hl. Messe mit Zweck und Sinn erfüllt und erst so voll begreifbar.“

Elisabeth Gietl AD geb. 1977 in Pöttmes; nach der Mittleren Reife Ausbildung zur Industriekauffrau bei LEW, Augsburg; Juli 1995 – September 2003 kaufmännische Angestellte bei LEW, Abteilung Hauptlager; Oktober 2003 bis Juli 2005 Noviziat in der Gemeinschaft der Ancillae Domini; Juli 2005 – Oktober 2007: Ausbildung im theologisch-philosophischen und pädagogischen Bereich: ● Ausbildung zur Katechistin an der philosophisch- theologischen Hochschule Heiligenkreuz (LAK Fernkurs) ● Ausbildung zur Teenstar-Kursleiterin (persönlichkeitsbildendes, sexual-pädagogisches Konzept) Ausbildungskurse im Bereich der Jugendarbeit und Pfadfinderpädagogik Juli 2008 Ablegung der ewigen Gelübde in der Gemeinschaft der Ancillae Domini; seit Oktober 2006 Mitarbeit im Institut St. Justinus (Werk der Erstverkündigung und Neuevangelisierung, Mariazell) bei P. Josef Herget und P. Alexander Lainer mit folgenden Aufgabengebieten: ●Begleitung von Katechumenen, ●Taufvorbereitungen für Kinder und Jugendliche ●Jugendfreizeiten ●Mithilfe beim Aufbau einer Koordinierungsstelle für Katechisten, Taufpaten, Katechumenen und Neugetaufte ●Allgemeine Sekretariatsaufgaben.

Prälat Ludwig Gschwind (geb. 1940) wuchs in Nördlingen im Bistum Augsburg auf. Er studierte Philosophie und Theologie an der Hochschule der Diözese in Dillingen an der Donau. 1968 erhielt er die Priesterweihe und wurde nach seinen Kaplansjahren in Augsburg und Weißenhorn Pfarrer in Balzhausen und Mindelzell. 1985-2009 war er Dekan im Dekanat Krumbach. Er ist ständiger Mitarbeiter bei mehreren Zeitungen und Zeitschriften. Bekannt sind seine zahlreichen Buchveröffentlichungen, die die Bedeutung des religiösen Brauchtums für Kirche und Gesellschaft entfalten und mit denen er der katholischen Kirche aus der Praxis seines priesterlichen Dienstes in besonderer Weise dient. Er ist seit vielen Jahren Referent bei der Theologischen Sommerakademie Augsburg.. „Wenn man an den 15 August denkt, könnte man angesichts der vielen Lichterprozessionen am Abend dieses Festtages von einer Massendemon-stration zu Ehren der Gottesmutter sprechen, die nur einen Wunsch hat, dass wir Gott immer inniger lieben, auf Jesus hören und seinem Beispiel folgen, um schließlich zur ewigen Seligkeit zu gelangen."



Prof. Dr. theol. habil. Josef Kreiml M.A. (geb. 1958) ist seit 2003 Professor für Fundamentaltheologie und Ökumen. Theologie an der Phil.-Theol. Hochschule St. Pölten. Er ist Richter am Bischöflichen Diözesangericht St. Pölten, Seelsorger, Referent in der Priesterfortbildung und seit 2010 Ritter des Ordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem. Josef Kreiml studierte Theologie in Regensburg (Dipl. theol.), in Rom und Philosophie an der Hochschule für Philosophie SJ in München (1985 Magister Artium). 1989 wurde Josef Kreiml an der Universität Regensburg zum Dr. theol. promoviert. 2001 erfolgte die Habilitation im Fach „Dogmatik“ bei Prof. Dr. Gerhard L. Müller, dem jetzigen Kardinal. Anschließend war er Privatdozent in München. Seit 2003 lehrt er als Professor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Pölten. Er ist auch Rektor der Hochschule. Josef Kreiml ist Mitherausgeber der „Schriften der Phil.-Theol. Hochschule St. Pölten“ (seit 2010 bereits 13 Bände erschienen) und Mitherausgeber der „Regensburger Marianischen Beiträge“. Anfang 2017 wurde Prof. Kreiml von Bischof Dr. Rudolf Voderholzer zum Vorsitzenden des Institutum Marianum Regensburg e. V. ernannt. Zahlreiche Veröffentlichungen (Bücher und Aufsätze) zeugen von seiner wissenschaftlichen Arbeit.

Dr. Johannes Nebel FSO empfing 1998 die Priesterweihe. Von 1998-2002 war er Dozent für Liturgiewissenschaft und liturgisches Latein am Päpstlichen Liturgischen Institut der Hochschule Sant'Anselmo in Rom. Er ist Verantwortlicher für die Verwaltung des umfangreichen Nachlasses von L. Schaffczyk sowie für den Aufbau eines Leo-Scheffczyk-Zentrums in Thalbach/Bregenz, wo Leo Scheffczyk auch begraben ist. Der Arbeitsauftrag für Pater Nebel umfasst bibliothekarische, publikatorische und biographische Forschungen zum Leben und Wirken von Leo Scheffczyk. P. Nebel ist Referent bei Radio Horeb und bei der Internationalen Theologischen Sommerakademie in Aigen. Pater Nebel gehört zur „Geistlichen Familie das Werk“.

Prof. Dr. Marius Reiser (*1954) ist Professor für Neues Testament und war im Katholischen Fachbereich der Johannes-Gutenberg Universität in Mainz von 1991-2009 tätig. Wegen des Bologna-Prozesses, durch den er Lehre und Forschung an der Universität eingeengt und eingeschränkt sieht, hat er die Universität verlassen. Er forscht weiterhin in seinem Fachbereich und hält wissenschaftliche Vorträge in Akademien, Bildungsstätten und religiös engagierten Gemeinschaften. Seine Forschungsschwerpunkte sind Philologie, hellenistische Umwelt und Eschatologie des Neuen Testaments. Er verfasst zahlreiche Rezensionen, Aufsätze, Lexikonartikel und Monographien.

„Ein gründlicher Blick in die Geschichte macht demütig. Die Maria des Magnifikats hat einen solchen Blick getan und gilt der gesamten christlichen Tradition als Muster der Demut, ja als die Demütigste der Demütigen."

Dr. Christian Schulz, geb. 1969 in Oberhausen /NRW, schloss seine Schulbildung 1989 mit dem Abitur in Dinslaken ab. Er studierte Theologie von 1989 bis 1994 in Münster und Salzburg. 1997 erhielt er die Priesterweihe in der Diözese Feldkirch/Österreich. Seine erste Pfarrstelle hatte er von 2001 bis 2008 in Bartholomäberg. Seit 2008 war er in der Diözese Augsburg eingesetzt und promovierte bei Prof. Dr. Joachim Piegsa an der Theologischen Fakultät mit dem Thema: „Die Enzyklika ‚Humanae vitae' im Lichte von ‚Veritatis splendor' – Verantwortete Elternschaft als Anwendungsfall der Grundlagen der katholischen Morallehre", St. Ottilien 2008. Seine Kompetenz im dogmatischen und ethischen Themenbereich von Ehe und Familie ist überzeugend.

„Eine Erneuerung frommer Betrachtung der Heiligen Familie, die den Bogen von dieser über eine familiale Trinitätsanalogie hin zur Familie als Hauskirche zu schlagen vermag, kann gerade heute dazu verhelfen, dass christliche Familien gerade hierin Quellgrund und Ziel ihrer Berufung und Sendung tiefer oder auch wieder ganz neu entdecken."

Veröffentlichungen der Referenten in Auswahl:

Bischof Dr. theol. habil.Vitus Huonder

Israel, Sohn Gottes: Zur Deutung eines alttestamentlichen Themas in der jüdischen Exegese des Mittelalters. (Dissertation) Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1973

Auf der Suche nach Gott: Der christliche Glaube und die anderen Religionen. Kanisius, Freiburg 1982.

Gnadennovenen. Kanisius, Freiburg 1984.

Zur Feier des Sonntags. Kanisius, Freiburg 1986.

Die Psalmen in der Liturgia horarum.(Habilitationsschrift) Universitätsverlag, Freiburg 1991

Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus

Katholische Dogmatik, Bd.1, Grundlagen des Dogmas (zusammen mit Leo Scheffczyk). Aachen: Mm Verlag 1997

Katholische Dogmatik, Bd.2, Der Gott der Offenbarung (zus. mit L. Scheffczyk). Aachen 1996

Katholische Dogmatik, Bd.3, Schöpfung als Heilseröffnung (zus. mit L. Scheffczyk). Aachen 1997,

Katholische Dogmatik, Bd.4, Jesus Christus. Die Fülle des Heils (zus. mit L. Scheffczyk). Aachen 2000

Katholische Dogmatik, Bd.5, Maria in der Heilsgeschichte (zus. mit L. Scheffczyk). Aachen 2005.

Katholische Dogmatik, Bd.6, Die Heilsverwirklichung in der Gnade (zus. mit L. Scheffczyk). Aachen 1998.

Katholische Dogmatik, Bd.7, Die Heilsgegenwart in der Kirche und in den Sakramenten (zus. mit L. Scheffczyk). Aachen 2003.

Katholische Dogmatik, Bd.8, Schöpfung als Heilseröffnung (zus. mit L. Scheffczyk). Aachen 1997.

Volksfrömmigkeit und Theologie. Die eine Mariengestalt und die vielen Quellen. Regensburg: Pustet 1998.

Verantworteter Glaube. Theologische Beiträge. Stella Maris Verlag 1999

Das Marianische Zeitalter. Regensburg: Pustet 2002.

Totus Tuus. Maria in Leben und Lehre Johannes Pauls II.. Regensburg: Pustet 2004

Monika Born

- Religiöse Erziehung in der Grundschule - vergessene Dimension?München : Oldenbourg, 1993, 1. Aufl.
- Kinderbücher im Unterricht der GrundschuleBaltmannsweiler : Schneider-Verl. Hohengehren, 2006,
- Kinder und Jugendliche brauchen Freiräume und Grenzen. Gewissensbildung bei jungen Menschen, in: Gerhard Stumpf (Hrsg.): Gewissen - Wahrheit - Menschenwürde, Berichtband der Theol. Sommerakademie 2003
- Konversion und literarisches Werk: Gertrud von Le Fort (1876-1971) - in: Gerhard Stumpf (Hrsg.): Im Glauben leben - Hilfen zur katholischen Lebensgestaltung, Berichtband der 19. Theol. Sommerakademie,2011
- Bekenner und Kämpfer für den Glauben. Gilbert Keith Chesterton, in: Gerhard Stumpf (Hrsg.): Gemeinschaft der Heiligen, Berichtband der 23. Theol. Sommerakademie, 2015

Ludwig Gschwind

- Starkbier und Aschenkreuz: Geschichten zur Fastenzeit .
- Die Heilige Messe mitfeiern 2006;
- Perlen für Maria: Die Kraft des Rosenkranzes
- Heiliger Geist. Gaben, Tröstungen, Früchte 2002;
- Bitte für uns! Geschichten um Heilige und ihre Patronate 2002
- Das Kreuz. Zeichen Christi (Februar 2004;
- Glauben feiern. Christliche Bräuche im ganzen Jahr 2001
- Der Pflegevater Jesu und andere Väter. 2013)
- Maria, die Mutter Jesu und andere Mütter Media Maria Verlag
- Maria Dich lieben (mit der Gottesmutter durch Kirchenjahr;
- Die Madonna mit dem Taschentuch 2013
- Die Madonna mit dem geneigten Haupt 2015
- Eine Marien-Entdeckungsreise: Wallfahrten, Maler, Dichter 2017
- Christ der Retter ist da: Alte und neue Geschichten zur Advents- und Weihnachtszeit 2017

Josef Kreiml

Wichtige Publikationen:

- Zwei Auffassungen des Ethischen bei Heidegger, Regensburg 1987;
- Die Wirklichkeit Gottes. Eine Untersuchung über die Metaphysik und die Religionsphilosophie des späten Schelling, Regensburg 1989 (Dissertation);
- Christlicher Glaube in der Moderne, Regensburg 2000;
- Die Selbstoffenbarung Gottes und der Glaube des Menschen. Eine Studie zum Werk Romano Guardinis, St. Ottilien 2002 (Habilitation);
- Christliche Antworten auf die Fragen der Gegenwart. Grundlinien der Theologie Papst Benedikts XVI., Regensburg 2010;
- Neue Ansage des Glaubens. Papst Benedikt XVI. und das Projekt der Neuevangelisierung, Regensburg 2012;
- Konzil und Medien. Über den Glauben reden in einer veränderten Welt, Regensburg 2013;

- Katechesen zum Credo, Regensburg 2014;
- Die Rolle der Frau in der Kirche, Illertissen 2014;
- Glauben und Wissen, Würzburg 2015;
- Die Person – ihr Selbstsein und ihr Handeln. Zur Philosophie Robert Spaemanns, Regensburg 2016;
- Georges Bernanos und der Renouveau catholique, Regensburg 2016;
- Wenn Philosophie zusammenführt, Würzburg 2016;
- 100 Jahre Patrona Bavariae. Marienverehrung in Bayern, Regensburg 2017;
- 100 Jahre Botschaft von Fatima. Mitverantwortung für das Heil der anderen, Regensburg 2017.

Johannes Nebel FSO

- Die Entwicklung des römischen Messritus im ersten Jahrtausend anhand der Ordines Romani. Eine synoptische Darstellung, Rom 2000 (Privatdruck);
- Opfer und Person. Theologie der Eucharistie als Zugang zur Identität des Priesters, Bregenz 2006;
- Die Editio typica tertia des Missale Romanum. Eine Untersuchung über die Veränderungen, in: Ecclesia Orans 19 (2002) 265-314;
- Die Eigenart des christlichen Sacrum im Lichte seiner schöpfungstheologisch-heilsrealistischen Grundlegung, in: Forum Katholische Theologie 19 (2003), 178-206;
- «Vi ordinationis» - eine vernachlässigte Dimension liturgischer Theologie. Zum eucharistischen Identitätskern des Weihepriestertums, in: Forum Katholische Theologie 21 (2005), 254-286;
- Der Preis der Jungfrau in der aktuellen römischen Liturgie. Gesamtblick auf alle nichtbiblischen Texte der marianischen Formulare der Messe und des Stundengebetes. in: Anton Ziegenaus Hrsg.l, «Geboren aus der Jungfrau Maria». Klarstellungen, Mariologische Studien Bd. 19, Regensburg 2007, S. 191-152.
- „Geboren aus der Jungfrau Maria“, Klarstellungen. Redaktion: Anton Ziegenaus. Friedrich Pustet Verlag 2007
- Leo Scheffczyk - ein biographisch-theologisches Portrait. in: Leo Scheffczyk. Katholische Glaubenswelt. Wahrheit und Gestalt. Paderborn 2008 (3. durchgesehene Auflage; XIII-XXX).

Marius Reiser

- Die Gerichtspredigt Jesu: Eine Untersuchung zur eschatologischen Verkündigung Jesu und ihrem frühjüdischen Hintergrund (Neutestamentliche Abhandlungen), Aschendorff, 1990
- Jesus and Judgment, Fortress Press1997
- Sprache und literarische Formen des Neuen Testaments, Schöningh 2001 Bibelkritik und Auslegung der Heiligen Schrift, Tübingen 2007
- Bologna: Anfang und Ende der Universität. Forum Heft 80, Januar 2010, Deutscher Hochschulverband, Bonn 2010.
- Im Wandel treu: John Henry Kardinal Newman Mainzer Perspektiven. mit Beitrag von Marius Reiser, Mainz 2011
- Die Letzten Dinge im Licht des Neuen Testaments. Patrimonium, 2013.
- Der unbequeme Jesus. Biblisch Theologische Studien, Bd.122, Neukirchener Verlagsgesellschaft, Neukirchen-Vluyn 2013.

Christian Schulz

Die Enzyklika "Humanae vitae" im Lichte von "Veritatis splendor": Verantwortete Elternschaft als Anwendungsfall der Grundlagen der katholischen Morallehre (Moraltheologische Studien),
Veröffentlichungen in den Berichtbänden der Theol. Sommerakademie in Augsburg